



Aufwärts. Jahrgang 2, Nr. 16 July 30, 1949

Köln: Bund-Verlag, July 30, 1949

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

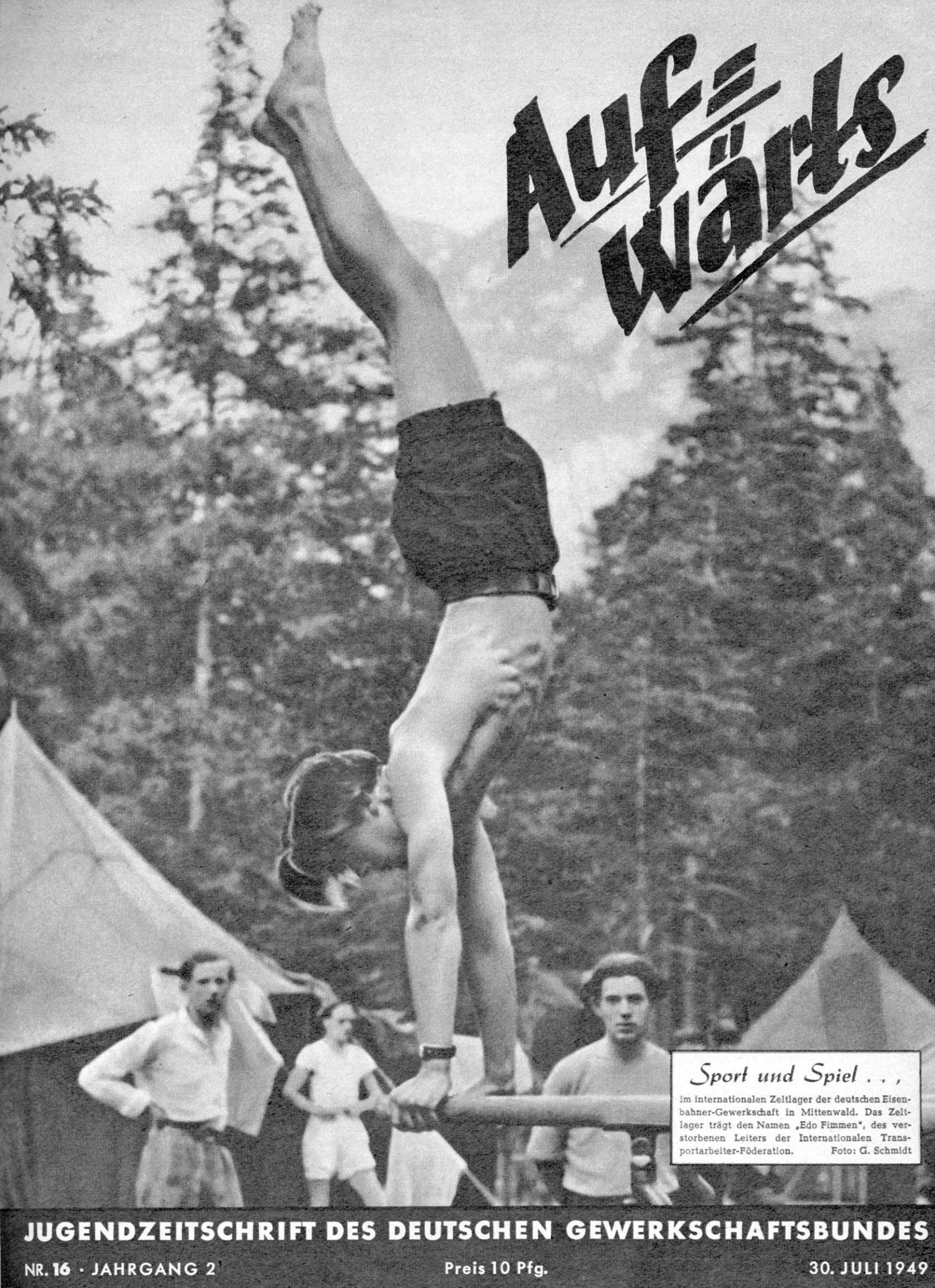
This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.



**AUF
WÄrts**

Sport und Spiel . . .

im internationalen Zeltlager der deutschen Eisenbahnern-Gewerkschaft in Mittenwald. Das Zeltlager trägt den Namen „Edo Fimmen“, des verstorbenen Leiters der Internationalen Transportarbeiter-Föderation.

Foto: G. Schmidt

JUGENDZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN GEWERKSCHAFTSBUNDES

NR. 16 · JAHRGANG 2

Preis 10 Pfg.

30. JULI 1949

WIR RUFEN DIE JUGEND!

Zu einer bedeutsamen Handlung ist die Bevölkerung der amerikanischen, französischen und britischen Zone aufgerufen. Sie soll am 14. August die Abgeordneten zum Bundestag wählen. Für diese Wahl haben die Parteien bereits mit den Vorbereitungen begonnen. Der Wahlkampf hat eingesetzt, und nach dem ersten Auftakt ist damit zu rechnen, daß er heftig sein wird. Die Gewerkschaften haben nicht die Aufgabe, in den Streit der Parteien einzugreifen. Sie können und werden nicht Wahlhelfer der einen oder der anderen politischen Gruppe sein. Sie haben es aber als Verpflichtung betrachtet, ein gewerkschaftliches Mindestprogramm herauszubringen, das nicht parteipolitisch abgestempelt ist, sondern sich an alle Parteien wendet und dem neuen Bundestag wertvolle Anregungen gibt. Die einzelnen Forderungen sind einleuchtend und klar. Wer sie überdenkt, wird empfinden, daß ihre Verwirklichung für die Arbeitnehmer viel bedeutet.

Hier soll mein Aufruf einsetzen: Wir brauchen einen von sozialem Geist erfüllten Bundestag! Ihn haben wir zu schaffen. Das können wir aber nur, wenn wir von unserem Wahlrecht Gebrauch machen. Ich weiß, daß viele junge Menschen einen Abscheu haben vor politischen Dingen. Der Mißbrauch, den man mit ihnen getrieben hat, ist noch nicht überwunden. Auch die Methode des politischen Kampfes ist sehr oft nicht anziehend, sondern geradezu abstoßend. Wer aber nicht wählt, wählt ja doch. Auch jede vorenthaltene Stimme beeinflußt das Gesicht des neuen Parlaments. Sie bedeutet Zuwachs oder Verlust für die Parteien, wie jede echte Stimmburg. Für die Arbeitnehmer bedeutet sie Erfolgsaussicht oder Schwierigkeiten. Das sollten wir alle bedenken. Wahlrecht ist diesmal besonders für die Schaffenden unabdingbare Wahlpflicht.

Matthias Föcher, Stellv. Vors. des DGB

Das Banne Grundgesetz

Artikel 38

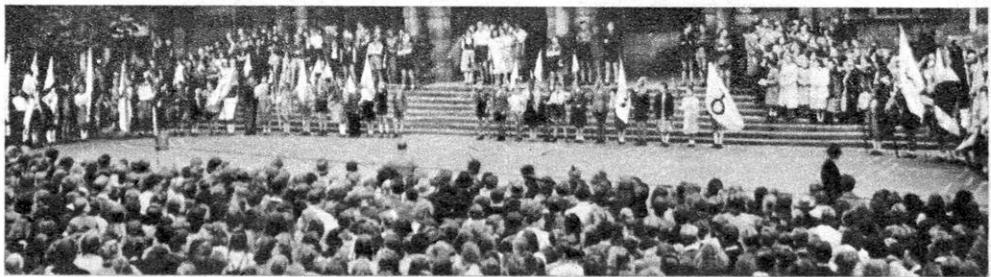
(1) Die Abgeordneten des Deutschen Bundestages werden in allgemeiner, unmittelbarer, freier, gleicher und geheimer Wahl gewählt. Sie sind Vertreter des ganzen Volkes, an Aufträge und Weisungen nicht gebunden und nur ihrem Gewissen unterworfen.

(2) Wahlberechtigt ist, wer das einundzwanzigste, wählbar, wer das fünfundzwanzigste Lebensjahr vollendet hat.

(3) Das Nähere bestimmt ein Bundesgesetz.

Bist du 21 Jahre, so erfülle als erstes am 14. August deine Wahlpflicht.

Den zweiten Teil der gewerkschaftlichen Forderungen an das neue Bundesparlament findet ihr auf Seite 12.



WIR SIND DOCH ALLE NACHBARN ...

Worte hin — Taten her — und es wurde mal wieder was gemacht! Es war zwar kein sehr großes Ding, das da gedreht wurde; es handelte sich, kurz gesagt, um die „Woche der Jugend“ vom 19. bis 26. Juni in Bielefeld. Eingeladen waren die ganze Jugend des Regierungsbezirks Detmold und ausländische Gäste. Und sie ließen auch nicht auf sich warten.

Im Mittelpunkt der Woche stand ein Zeltlager auf dem Rennplatz in Quelle bei Bielefeld. Zeltlager, Rennplatz: zwei Worte, die aufhorchen lassen, und manchem wäre vielleicht die Luft weggeblieben, wenn er rund 550 Mann hätte anrücken sehen, Jungen und Mädel, mit Rucksack und Bündel, Koffer und Musikinstrumenten.

Ja, da war was los! Von Sonntag mittag bis Sonntagabend um zehn ging der Anmarsch. Die erste Nacht im Zwölfmannzelt auf Stroh und Wolldecke verbrachte der eine recht, der andere schlechter. Aber bis morgens um

Der Lagerleiter — Student theol. Norbert Bär — stellte in seiner Begrüßung den Satz auf das Programm: „Laßt uns wieder Menschen werden!“ Und um diesen Kern ging



Frisch rasiert und gut gelaunt



Mädchen und Jungen beim lustigen Tanz

es auch in den Referaten: „Jugend und Kultur“, „Soziale Fragen in der heutigen Situation“, „Jugendbewegung, Jugendpflege“, „Staat in der Verantwortung vor der Jugend“ usw. Es wehte ein frischer Wind bei den Debatten, und was da besprochen wurde, füllte Seiten und — im Lager — Stunden — auch noch nach der Nachtruhe um 22 Uhr.



Mit Musik geht alles besser

acht, zum ersten Frühstück — mit Stulle und Kaffee bzw. Tee —, waren dann alle munter. Wasser zum Nachhelfen war am nahegelegenen Bach vorhanden. Die frische Luft und der Sonnenschein hatte Petrus nach vorangegangener Regendusche wieder frisch vorrätig, und so wurde — bis eben auf den Bach — kein Wässerchen getrübt. In jedem Zelt befanden sich Angehörige der verschiedenen Jugendorganisationen. Es ging nach dem Grundsatz: „So viele Kämpfer, so viele Meinungen“, und Häupter — siehe oben — wie Meinungen waren genug da. Da wollten doch alle, besonders bei der abendlichen täglichen Diskussion über das Hauptreferat, ein Wort mitreden. Und unter „Alle“ ließen Falken, Gewerkschafter, Pfadfinder, FDJ, christliche, d. h. evangelische und katholische, und Sportjugend, ferner alleine gekommene Schüler aus Volkshochschule und Lyzeum. Jeder brachte jede Stimmung mit, und mit „Wortgönnen“, Humor, Zahnbürste und Eßgeschirr ging man allen auftauchenden Fragen zu Leibe. Das war ein Verein!

In der „Stunde der Organisation“ trat nun jede Jugendgruppe vor die Interessierten hin und zeigte Ziel, Wollen und Können, Weg und Marksteine auf. Alle sprachen über allerlei, das „Ich“ wurde gegenüber dem „Du“ — groß geschrieben! — zurückgestellt, und herauskam bzw. in den Vordergrund traten brauchbare Meinung und gute Haltung.

Das Wochenende brachte noch mehr Gäste nach Bielefeld. Sie sahen und hörten: Laientanzspiel, den Bielefelder Kinderchor, einen Kammerabend, Wettkämpfe — humoristisch auf grünem Rasen aufgezogen, Sport und die Einweihung des Falken-Jugendheimes. Allerhand, was? Und es war auch wirklich allerhand, viel zuviel für diesen Bericht. Auf der sonntäglichen Schlußkundgebung kamen alle noch einmal auf dem Schillerplatz zusammen — aller guten Dinge sind fünf: Jugend, Zeltlager, Goethe, Beruf, Schiller. Die Fahnen wehten einig im Wind, wie sie da waren: Englands, Polens, Schwedens, Deutschlands — neue Farben mit den Zeichen von Bielefeld und anderen. Noch einmal klangen die schönen Lieder, und man ging auseinander, etwas weiter zur Völkerverständigung, zum freiheitlichen Ziel gekommen, etwas näher dem Nachbar gerückt, und wieder Seit' an Seite geschritten zu sein.

Text und Fotos: Friedhelm Andreas

FRANZ UND VIER ANDERE . . .

Wir sind unser fünf, haben vier Jahre lang das Schlosserhandwerk erlernt und wurden mit dem Tage der Beendigung unserer Lehrzeit alle entlassen, das heißt nicht weiterbeschäftigt.

Mit einigen netten Worten für unser künftiges Schicksal erhielten wir unsere Papiere und waren dann uns selbst überlassen.

„Wir können doch nicht Verheiratete entlassen, um euch zu behalten“, sagten die Kollegen Betriebsräte, „ihr müßt doch einsehen, daß die sozialen Verhältnisse eines Verheirateten, vor allem eines Familienvaters, sehr viel schwieriger sind als die euren!“ — „Das weiß ich nicht recht“, antwortet Franz ihm schüchtern, „sieh mal, mein Vater ist 77 Jahre, meine Mutter 62. Ich bin ein sogenannter Nachkömmling. Mein älterer und einziger Bruder, der die Eltern ernährte, ist gefallen. Meine Eltern warten darauf, daß ihnen im Juli die Elternrente in Höhe von 30 DM gewährt wird. Wir haben bis jetzt von meiner Lehrlingsvergütung von 60 DM und 23 DM Wohlfahrtsunterstützung gelebt. Ich war also der Ernährer. Wir sind schon drei Monate mit der Miete im Rückstand. Beim Kaufmann müssen wir alle Naselang anschreiben, bis ich wieder mein Geld bekomme. Glauben Sie, Kollege, unsere wirtschaftlichen Verhältnisse seien besser als die eines jungen Verheirateten mit einem oder mehr Kindern, der nicht Flüchtling ist, beim pensionierten Vater wohnt, der Stall, Garten, eigenes Haus, eine immerhin auskömmliche, wenn auch nicht hohe Pension hat? Sie müssen doch unsere Verhältnisse erst mal genau prüfen, bevor Sie solche Behauptungen aufstellen!“ Franz, ein sehr ruhiger westpreußischer Junge, hat einen roten Kopf bekommen, denn soviel hat er selten zusammenhängend geendet. Doch da meldet sich Willy auch zu Wort. „Mein Vater ist seit mehr als sieben Monaten krank, über ein Jahr arbeitslos. Ich bin in der gleichen Lage, wenn ich auch kein Flüchtling bin. Meine Schwester erhält 35 DM monatlich als Verkäuferlehrling, und mein jüngster Bruder geht noch in die Schule.“ — Hermann, groß, schlank, blond, ein typischer Schleswigholsteiner, redet nicht gern. In abgebrochenen Sätzen meldet auch er seinen Anspruch an. „Mein Vater ist mit seinen 62 Jahren Invalide. Bei den Nazis hat er so eine leichte Arbeit bekommen, damit er auch noch nützlich sei. Dazu hat man heute kein Geld mehr. Meine Mutter ist schon lange tot. Meine älteste Schwester ist erwachsen, kann gegen Geld nicht arbeiten, führt uns den Haushalt. Mit meiner Arbeitslosenunterstützung von rund 10 DM in der Woche und der Wohlfahrtsunterstützung, die mein Vater bekommt, haben wir zusammen 19,60 DM. Davon können doch drei Mann nicht leben! Und Arbeit gibt es nicht für uns. Hier ist nichts, und anderswo muß man Flüchtling sein, sonst kommt man dort nicht an. Ne, Herr Paulsen, dor kön se uns vertelln, wat se wülln. Uns geit dat bestimmt so schlecht wie de annern.“ Der kleine blonde Helmut und sein Freund Christian sagen nichts. Sie sind Halbwaisen, gerade achtzehn Jahre alt geworden. Die Mütter haben eine Pension von nahezu 80 DM im Monat. Nach all dem, was die Kameraden vorgebracht haben, müßte es ihnen noch am besten gehen. Und doch ist es nicht so. Der eine hat vier Geschwister, die noch in die Schule gehen, der andere einen zwei Jahre älteren arbeitslosen Bruder.

Der ältere Kollege vom Betriebsrat bleibt bei seinem „trotzdem“. Enttäuscht ziehen die Jungen ab, zum Vertreter der Gewerkschaft, dem Jugendleiter. „Ich habe in eurer Angelegenheit nichts erreicht. Ihr könnt nicht wieder eingestellt werden. Und die Firma in Siegen hat abschlägig geantwortet“, berichtet er, der sich täglich bemüht, den Jun-

gen zu helfen. Da kommt ein älterer Berufskollege, auch ein Schlosser, herein, hört sich eine Weile die Klagen der Jungen an und mischt sich dann ein. „Wir waren früher auch arbeitslos. Ihr tut ja geradezu, als ob das ein Todesurteil ist. Da schnappt man sich sein Bündel und geht auf die Wanderschaft. Und wenn man in seinem Handwerk keine Arbeit erhält, dann arbeitet man mal hier, mal dort, beim Bauern oder sonstwo. Und wenn man mal ein paar Tage kein Mittagessen hat, sondern nur Brot, dann ist das ja auch nicht schlimm. Davon ist noch niemand gestorben.“ Der Jugendleiter ist bei den Worten des alten Kollegen sichtlich unruhig geworden und versucht kramphaft, ruhig zu bleiben. „Entschuldigen Sie, Kollege, wenn ich da anderer Meinung bin, und zwar ganz anderer Meinung. Die Zeiten, in denen Sie getippelt sind, waren für die Jugend längst nicht so gefährlich wie die heutigen.



Foto: dpd

Der Alte ist aber gegenteiliger Meinung. „Wenn ich in eine Herberge gekommen bin, mußte ich mir auch überlegen, ob ich die Stiefel anbehielt oder wo ich meine Uhr und mein bißchen Bargeld ließ. Und es ist auch vorgekommen, daß ein Tippelbruder, der in einem Heudienst übernachtet hatte, am nächsten Morgen mit durchschnitterner Kehle aufgefunden wurde. Ist das etwa nicht

gefährlich?“ „Zugegeben“, antwortet der Jugendleiter, „das ist in zehn Jahren einmal vorgekommen. Und dann konnten Sie es in allen Zeitungen Europas nachlesen. Heute, oder vor kurzem noch, waren diese Fälle so zahlreich, daß man sie nur in der örtlichen Zeitung lesen konnte. Die Presse würde ja gar nicht ausreichen, all diese Meldungen zu bringen.“ In diesem Augenblick meldet sich ein Lastkraftwagen beim Jugendleiter, der ihn eine Stunde nach Feierabend noch abfertigt. Im Gespräch mit dem Fahrer erfährt man, daß in K., der nächsten Großstadt, bei einem großen Unternehmen in den letzten Wochen etwa 700 Mann, Handwerker und ungeliebte Kräfte, eingestellt wurden. Der Fahrer meinte, dort würde der eine oder andere auch noch unterkriechen können.

„Können wir mitfahren, Herr X?“ fragen die Jungen gleich. Der Jugendleiter überlegt lange. Der alte Kollege redet zu. „Na, schön“, sagt der Jugendleiter, „so weit ist es ja nicht nach K. Sagt eurer Mutter Bescheid, und dann viel Glück!“ — Zwei Jungen fuhren mit, die anderen erhielten keine Erlaubnis. Am nächsten Abend kommen die beiden durchnäßt und durchfroren wieder zu ihrem Jugendleiter und erzählen, wie es ihnen in K. ergangen. „Abends war natürlich nichts mehr zu machen. Wir mußten im Lager der Bahnhofsmission am Postplatz übernachten, da wir ja nur wenig Geld hatten. Ein Liegeplatz kostete 1 DM, ein Sitzplatz 50 Pfennig.“ „Wieso Sitzplatz?“ „Ja, wer die Nacht über sitzen wollte, brauchte nur 50 Pfennig zu bezahlen. — Aber da waren wir in eine Horde hineingeraten! Fast alles Verbrecher oder verdächtiges Gesindel.“ „Ein so'n merkwürdiger Kerl meinte, ich könnte meine Stiefel ruhig ausziehen, dort würde nicht geklaut. Da habe ich sie gerade anbehalten.“ „Ja, und dann waren drei in einer Ecke, die unterhielten sich darüber, wo sie diese Nacht Brot klauen wollten. Zwei andere meinten, ob man nicht noch jemand anders an der Schmuggelei draußen am Hafen beteiligen sollte. Ein Boot würde gegen 2 Uhr nachts wieder an der gleichen Stelle am Strand sein. — Einer hatte sehr viel Geld und wollte einem anderen nichts davon borgen. Jedenfalls drehten sich alle Gespräche nur um Diebstahl, Schmuggel, Schwarzhandel, Abtreibung, Selbstmord usw.“ Der Jugendleiter ist entsetzt. „Wir werden den Kollegen H., der da glaubte, die heutigen Zeiten seien nicht gefährlicher als vorm ersten Weltkrieg, mal zu einem Heimabend in der Hölzung einladen. Da soll er doch mal ausführlicher von den damaligen Gefahren der Tippelbrüder erzählen. Ihr könnt dann von eurer kleinen Reise nach K. berichten. Woll'n doch mal sehen, ob er immer noch der gleichen Ansicht bleibt. Einverständnis?“ „Einverständnis! — Sind noch Antworten eingegangen?“ „Ja, von drei Firmen in Nordrhein-Westfalen Ablehnungen, von Köln-Deutz eine halbe Zusage für Sp., weil er mit »Auszeichnung« bestanden hat. — Aus der Stadt drei Absagen und eine Hoffnung. Wenn die Werft den nötigen Kredit erhält, können vielleicht noch 400 Mann eingestellt werden, vor allem Nieter und Bohrer.“ Die Jungen heben die Köpfe wieder höher. Es ist Hoffnung. „Wenn alles vergeblich ist“, meinen sie trocken, „dann gehen Franz und ich nach Frankreich, zunächst auf ein Jahr, aber nicht zur Fremdenlegion!“ Der Jugendleiter nickt, wenn er auch große Bedenken gegen Frankreich hat, weil die Jungen erst 18 Jahre alt sind.

Mit einem Händedruck gehen sie auseinander, die einen in Gedanken an die Mutter und die „Stempelstelle“, der andere mit dem Gedanken: wie kann man dieser armen und doch so bereitwilligen Jugend nur helfen?

Herbert Petersen

Nun ist das Grundgesetz beschlossen! Wir erlebten den Versuch eines Volkes, sich für sein zerschlagenes und zerstörtes Staatswesen eine neue Ordnung zu schaffen. Die Zeitungen waren voll von den Ereignissen, im Rundfunk hörten wir Reportagen — aber hat die Jugend nun Anteil genommen an all dem?

Am 14. August sollen nun gemäß dem beschlossenen Grundgesetz die Wahlen der Vertreter zum 1. Bundestag stattfinden. Dadurch sollen wir eine eigene Regierung erhalten. Diese darf nun nicht von einer Gruppe des Volkes getragen werden, sondern durch die Aufgaben der Zeit muß diese Regierung das Vertrauen des Volkes besitzen. Darum muß jeder wählen.

Wählen ist zwar nur ein Teil des demokratischen Lebens. Ich drücke darin meine Anteilnahme am politischen und wirtschaftlichen Geschehen innerhalb meines Volkes und der Welt aus, was ich überlegt und nun für mich in der Wahl entschieden haben will. Wähle ich aber nicht, darf ich mich auch nicht wundern, wenn der Lauf der Dinge anders wird, als ich wünsche. Ich darf mich dann hinterher nicht beschweren, wenn meine Meinung nicht berücksichtigt wird — ich habe sie ja nicht einmal geäußert. Schweigen zu den Erfordernissen unserer Zeit ist kein Willensausdruck.

Manche werden sagen: „Politik verdirt den Charakter“, richtig müßte es heißen: „Charakterlosigkeit verdirt alles — auch die Politik!“ Darum soll jeder aus dem Volk mitentscheiden, weil er sein Schicksal, sein eigenes damit in die Hand nimmt. Wohl oder Wehe in der Zukunft hängt davon ab. Kommt dann nachher nicht und bekränzt die Helden der Demokratie mit Lorbeeren. Diese gibt es nicht, so wenig es Opferböcke gibt, auf die man die politischen Sünden ablädet und sie dann in die Wüste schickt. Wir alle müssen den Mut haben, die Entscheidungen mitzuverantworten, wenn wir in einer echten Demokratie leben wollen, in der der Bürger den Staat bildet, und nicht der Staat alles ist.

Warum dies geschrieben ist? Wir wollen nicht werben für eine Partei, noch weniger die „Partei der Parteilosen“ vergrößern. Es scheint uns aber erforderlich, jeden mit Nachdruck darauf hinzuweisen, daß er verpflichtet ist, sich um die politischen Fragen und Entscheidungen zu kümmern, weil er Volksgrüd, Bürger ist.

Das ist der größere Sinn der Wahl am 14. August 1949: daß wir erkannt haben, unser eigenes Schicksal neu zu gestalten aus eigenem Auftrag und in eigener Verantwortung.

Foto: dpa



1 100 000 Wahlbenachrichtigungskarten werden in Hamburg verschickt. Hier werden sie mit Hilfe einer Spezialmaschine mit Anschriften versehen.

Ja, ja! Die Jugend von Heute!

Piffke ist nun schon drei Monate Lehrling. Was er erlebt hat und wie er seine Berufsausbildung sieht, davon sollen die nachstehenden Zeilen berichten.

„Da schlossen sich vor wenigen Monaten feierlich die Schulpforten hinter mir zu. Rektor und Lehrer haben eine Ansprache gehalten, und dann waren wir hineingestoßen in die feindliche Welt.“

Ich kam nun zu meinem Beruf, Kaufmannsstift in einem größeren Werk. Eines Morgens stand ich unten beim Pförtner, schüchtern und zaghaft — ja, es war mir so ziemlich — und dann war ich zum erstenmal in einem Büro.

Ich wurde auch gleich von allen Seiten freundlich behandelt. Doch bald mußte ich merken, daß dahinter sich noch eine Absicht verbarg. Denn kaum hatte ich richtig an meinem Tisch neben dem großen Akten-schrank Fuß gefaßt, war ich schon in das Vertrauen der Damen und Herren des Betriebs gezogen worden. Ich durfte einkaufen



gehen, Schinkenbrötchen, warme Würstchen, Radieschen, Briefmarken, Olsardinen, nicht zu vergessen Rauchwaren zu jeder Tageszeit. Und nicht etwa alle zusammen, o nein! Jeder schickte mich, wann es ihm beliebte, in die Werkstatt und auf die Straße. Da ist z. B. unser Prokurist, dessen besonderes Vertrauen ich genieße. Dieser Doktor und Diplomkaufmann schickte mich neulich in seine Wohnung, seinen Regenmantel holen. Dabei hätte mich seine Wirtin beinahe die Treppe hinuntergeschmissen, weil der „Herr Doktor“ seit Monaten keine Miete gezahlt und sie deshalb den Mantel als Pfand behalten müsse. So bin ich armer Stift dauernd beschäftigt mit Brötchenholen, Würstchenwärmens und Kaffeekochen.

Außerdem muß ich mich bemühen, dieses so reichlich geschenkte Vertrauen nicht zu verlieren. Vor allem bei den Fräulein ist dies recht schwer, immer so liebenswürdig zu bleiben, daß man ihnen Brötchen und Wurst recht lange besorgen darf. Die Herren sind darin zäher. Bei ihnen hat man lange was zu tun. Die treuesten aber sind doch die Vorgesetzten, der Herr Einkäufer, der Herr Kassierer, der Herr Abteilungsleiter, manchmal auch der Herr Prokurist. Der Herr Direktor hat mich selten bemüht, der geht lieber zum Frühschoppen, und auch sonst ist er meist unsichtbar. Nun soll ich meinen Vorgesetzten solchermaßen dienstbar sein, vielleicht ein ganzes Jahr, wie Emil, der Oberstift sagt.

Wenn diese Zeit des Brötchenholens und Würstchenwärmens vorbei ist, in der der wachsenden Persönlichkeit eines kleinen



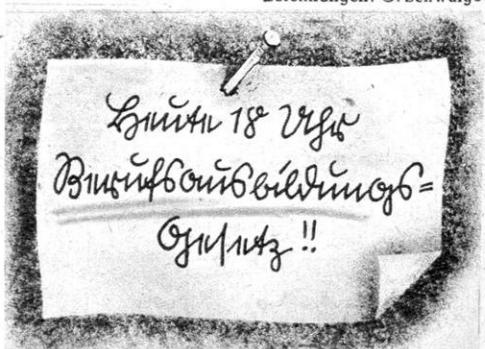
Lausestiftes alle Möglichkeit gegeben ist, sich Achtung und Wertschätzung seiner zukünftigen Kollegen zu erringen, beginnt die eigentliche Zeit seines Lebens: die Schaffensperiode. Man kann das sogar lernen, sagt Willi, der an dem Tag Angestellter wurde, als ich kam. So ganz allmählich lernt man im Vertrauen seiner kleinen und größeren Chefs zu schaffen. Das sei eine schöne und leichte Sache, nicht wahr, meine „Herren Arbeitgeber“, eine große und befriedigende Aufgabe.

So sei das denn. So ein richtiger Chef läßt den jungen Leuten viel Spielraum. Er ist überzeugt von der munteren Tätig- und Tüchtigkeit seiner jungen Leute. Die werden niemals über die Stränge schlagen. Er vertraut, gibt ihnen Verantwortung, beteiligt sie an den Aufgaben, macht Platz zum Leben und Schaffen. Ja, ja, wer die Jugend hat, hat die Zukunft. Schöner Satz, und man hört ihn so „selten“. Paul hatte einmal einen solchen Chef, der hatte sich den Satz mit Reißzwecken über seinen Schreibtisch befestigt, und er sah jeden Morgen lange darauf. — Und die jungen Leute führen den Betrieb zu einem neuen Aufschwung, neuem, gutem Gewinn entgegen.

Ja, ja, meine Herren! Draußen gibt es echte Bohnenkaffee und Erdbeeren mit Schlagsahne, hier drinnen aber blüht das Geschäft — ihr Geschäft — denn junge Leute schmeißen den Laden.

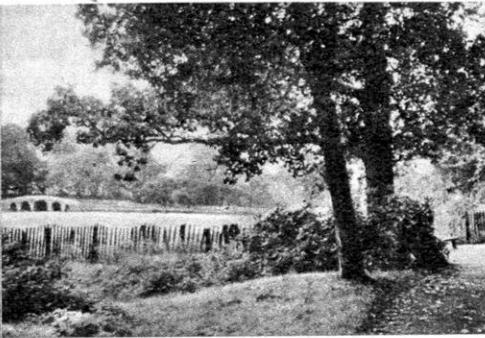
Was ich nun gelernt habe? Bis jetzt — nichts — oder doch? Eine Erkenntnis habe ich gewonnen. Daß ich zu einem Beruf ausgebildet werden soll, aber bis jetzt hat mir niemand was gezeigt. Ob sich das ändert? Und wenn nicht? Da sprechen die älteren Lehrlinge, die schon in der Gewerkschaft sind, von einem Berufsausbildungsgesetz. Das soll also die erhoffte Wandlung sein. Vielleicht. Es lohnt sich jedenfalls, darüber einmal nachzudenken. Mein Fall beweist es. Später will ich doch mal ein tüchtiger Kaufmann sein, der Geld verdient und damit leben kann. Doch vorher muß man mir etwas beibringen, und ich will lernen. Auf jeden Fall gehe ich heute abend mit Emil in die gewerkschaftliche Jugendgruppe, um mir den Salat einmal anzuhören.“ W. B.

Zeichnungen: O. Schwalbe





Reizvoll in seiner romantischen Art liegt Schloß Wollaton Hall



Jahrhundertealte Parkanlagen geben der englischen Landschaft ein besonderes Gepräge.

FERIEN IN ENGLAND

Endlich ist es so weit! Um 12 Uhr mittags verließ der Zug den Bremer Hauptbahnhof. Nun erfüllt sich mein Wunsch, einmal England zu sehen.

Nach der Eisenbahnfahrt durch Holland und einer nächtlichen Seereise erreichte ich an einem diesigen Morgen das englische Festland, den Hafen von Harwich. Über London führte mich ein schneller Zug zum Dorf Marden in der Grafschaft Kent. Dies ist der südöstliche Teil Englands. Sauber und freundlich ist das hügelige Gelände. Typisch für dort sind die zahlreichen Hopfen-gärten und Obstplantagen. Man sieht ringsum die Hopfentrockenhäuser mit dem schräggestellten hölzernen Aufbau. Sauber sind die zahlreichen großen und kleinen Farmen. Arbeitskräfte sind dort so knapp, daß im Bedarfsfalle keine Hilfskräfte zu bekommen sind. Farmarbeiter sind aus diesem Grunde vom Militärdienst befreit.

Pünktlich auf die Minute rast täglich der „Golden Arrow“ daher. Dieser Zug, der auf deutsch „der goldene Pfeil“ heißt, ist ein durchgehender Expreß, der zwischen London und Dover verkehrt. Zum Zeichen dessen hat die Lokomotive vorne zwei gekreuzte goldene Pfeile.

Ich hatte auch Gelegenheit, London kennenzulernen. Von englischen Esperantofreunden wurde ich für einige Tage eingeladen. In der Fleet Street, der weltbekannten Londoner Zeitungsstraße, fiel mir das große Reutergebäude auf, dessen Dienst im Jahre 1851 von Aachen nach London verlegt wurde. Reich verziert ist das Verlagshaus des Daily Telegraph. Der fensterlose Unterbau der Bank von England gibt die Gewähr dafür, daß das Wort „sicher wie die Bank von England“ zu Recht besteht. Von Bombenschäden ist in London nicht mehr viel zu sehen, nur in der City sah ich eine größere kahle Fläche. Im naturhistorischen Museum Londons hängt eine deutsche fliegende Bombe. Gelegentlich

So wie hier in Wollaton Hall finden wir an vielen Schlössern Torburgen, die diesen ein trutziges, wehrhaftes Aussehen verleihen.

einer Dampferfahrt auf der Themse, die bis zur Towerbridge führte, sah ich auch zwei ehemalige deutsche Schiffe.

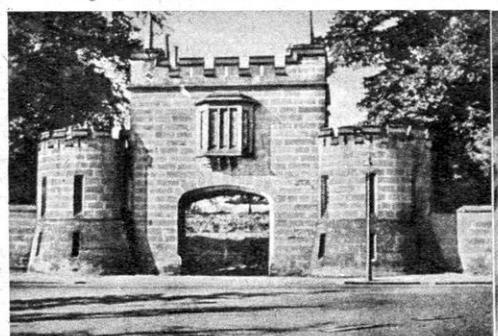
Die Entfernungen zwischen den Stadtteilen sind riesig und werden von zahllosen Bussen und Stadtbahnen überbrückt. Die Fahrpreise für diese sind verhältnismäßig niedrig. Etwas für uns Deutsche Ungewohntes konnte ich bei den Bushaltestellen bemerken. Hier gab es kein Gedränge. Alle Wartenden stellten sich selbstverständlich hintereinander in einer Schlange auf. Es stiegen auch wieder nur so viele ein, wie der Schaffner zuließ, denn wenn alle Sitzplätze besetzt sind, darf niemand mehr einsteigen. Man bleibt ruhig stehen, bis der nächste Bus kommt.

Die Preise für alle Waren sind verhältnismäßig hoch. Besonders teuer sind Schuhe, Kleidung und Uhren. Löhne und Gehälter werden wöchentlich bezahlt, ebenfalls die Wohnungs- und Hausmieten. Neben London besuchte ich auch Nottingham. In dieser Stadt Mittelenglands ist die Steinkohlen-industrie sehr bedeutend. Nottingham hat rund 300 000 Einwohner. Es wird gesagt, daß hier die schönsten Mädchen Englands wohnen. Die Stadt wird beherrscht von Wollaton Hall, einem großen Schloß, von dem aus man einen herrlichen Rundblick über die Stadt und über die Steinkohlenfelder hat. Zum Schloß gehört der herrliche Wollaton-Park. Hier sind auch die ausgedehnten Lager, in denen zuvor deutsche Kriegsgefangene wohnten. Leere Baracken sind dort mit Stacheldraht umgeben. Im Prachtbau der Wollaton Hall, in dem mehr als 300 Jahre lang die Familien der Willoughbys wohnten, befindet sich nun das naturhistorische Museum.

Vier Wochen habe ich in England verbracht, und ich muß gestehen, daß ich überall sehr freundlich und herlich aufgenommen und behandelt worden bin. Es hat mir viele Erfahrungen eingebracht und wird so schnell nicht von mir vergessen werden. Friedrich Hahn

Boys Scout und Girls Geids, die Jungen und Mädchen der Pfadfinderbewegung Lord Baden-Pawells.

Fotos: Archiv (3), DPD (1)



WEISST DU, DASS . . .

die schwedische Jugendarbeit in Finnland jetzt in einer schwedischen Jugendunion Finnlands zusammengefaßt worden ist, in der alle kulturellen, politischen und religiösen Jugendorganisationen zusammengefaßt sind, um gemeinsame Tagungen zu veranstalten, kommunale Jugendausschüsse zu bilden und mit Hilfe von Staatszuschüssen Ausbildungskurse für Jugendleiter abhalten zu wollen?

durch einige in letzter Zeit schwer erklärbare Verbrechen die französische Öffentlichkeit auf das Ansteigen der Jugendkriminalität hingewiesen und bei dieser Gelegenheit bekannt wurde, daß im Jahre 1948 rund 28 000 Jugendliche in Frankreich vor dem Richter standen, von denen über zwei Drittel wegen Diebstahls und 480 Jugendliche sich wegen Mordes und Totschlags zu verantworten hatten?

nach einer Tagung auf Schloß Ortenberg bei Offenburg bekannt wurde, daß jetzt wieder deutsche Jugendliche nach Frankreich wandern können, wobei die Devisenschwierigkeiten vom französischen Jugendherbergsverband in der Form geregelt werden, daß für Übernachtungen und Verpflegung je Tag ein Betrag von 3,50 DM und als Taschengeld 2,— DM in Franken umgetauscht werden, und Jugendliche, die nach Frankreich reisen wollen, sich mindestens vier Wochen vorher an das Institut für internationale Begegnung, Freiburg i. Br., Werderstr. 11, wenden sollen?

in Hamburg eine Jugendschutzkommision gebildet wurde, die sich aus Vertretern der Arbeitsbehörden, der Gesundheitsämter, der Jugendbehörde und einem Vertreter des Hamburger Jugendringes zusammensetzt?

der Ruhrbergbau die Patenschaft für berufliche Ausbildung über das christliche Jugenddorf Adelheide bei Delmenhorst übernommen hat, indem er zunächst die Unterbringung in das Heim unterstützt, Vorausbildungsstätten schaffen und das notwendige Ausbildungspersonal zur Verfügung stellen will, damit die Jugendlichen dann später in den Lehrheimen der Bergbaugesellschaften Aufnahme finden können?

nun auch in Kiel ein „Freiwilliger Jugenddienst“ eingerichtet wurde, dem Jugendliche angehören, die nach ihrer Schulentlassung noch keine Lehrstelle erhalten konnten und sich für die Dauer eines halben Jahres verpflichtet haben, an Gelegenheitsarbeiten teilzunehmen?

an der freiwilligen Jugendaufbauarbeit im Land Schleswig-Holstein bereits 12 300 Jugendliche teilnehmen, wofür die Landesregierung monatlich einen Betrag von 100 000 DM zur Verfügung stellt?

an der Sozialakademie in Dortmund im Juli ein internationaler Ferienkurs veranstaltet wurde, der zum Thema „Die soziale Neuordnung“ hatte und von Holländern, Franzosen und Schweden besucht wurde?

in Bad Schwalbach eine Schule gegründet wurde, die in Kurzlehrgängen eine staatsbürgerliche Erziehung durchführen soll?

die Jugendorganisation „Die Falken“ und der „Bund der Deutschen Katholischen Jugend“ gegen das Berliner Urteil protestiert und die FdJ der Westzonen aufgefordert hatten, dazu Stellung zu nehmen, aber bisher noch keine befriedigende Antwort erhalten haben?



Etwa 60 v. H. der Wahlberechtigten sind Frauen

9 v. H. aller Abgeordneten in den Länderparlamenten sind Frauen.

MEHR FRAUEN INS BUNDESPARLAMENT!

„Ohne Mitarbeit der Frau kein Wiederaufbau“, „Frauen entscheiden den Wahlkampf“, „Frauen steht nicht abseits, wenn es um eure Zukunft geht“.

So und ähnlich lauten die Wahlaufrufe der Parteien an die Frauen. In allen Tonarten versucht man die große Zahl der Nichtwählerinnen endlich einmal aus ihrer Zurückgezogenheit herauszuholen und sie dazu zu bewegen, von ihrem, ihnen schon seit langem zuerkannten staatsbürgerlichen Recht Gebrauch zu machen und bei der Bundestagswahl dieser oder jener Partei ihre Stimme zu geben.

Die Unlust, sich an einer Wahl zu beteiligen, ist gerade bei den Frauen besonders groß. Viele sonst sehr intelligente und tüchtige Frauen haben absolut keine Verbindung zu dem, was man als „staatsbürgerliche Rechte und Pflichten“ bezeichnet. Wenn sie schon das Wort Pflicht hören, winken sie heftig ab. Sie wissen nicht, daß diese Pflicht nur das Recht ist, ihr Schicksal selbst zu bestimmen. Sie wollen einfach nichts wissen von „Politik“. „Laß mich damit in Ruhe!“ sagen sie. „Ich habe Besseres zu tun.“ „Was habe ich davon?“ „Laß sie doch machen, was sie wollen!“

Wie ist diese Haltung nur zu verstehen? Ist es nur die den Frauen und Mädchen seit Generationen anerzogene Scheu, sich um Dinge zu kümmern, die außerhalb ihres häuslichen Lebenskreises liegen? Oder ist es nicht viel mehr das Gefühl, daß das, was man sich heute unter Politik vorstellt, der Aufbau der Parteien, ihre Kämpfe untereinander, deren Gründe und Notwendigkeiten man sehr oft nicht verstehen kann, eine reine Männerangelegenheit ist? In allen Parlamenten, Regierungen, Ausschüssen, Parteivorständen sind überwiegend männliche Vertreter. Männer nehmen Interessen wahr, erheben ihre Stimmen, verfassen Resolutionen, verkünden Gesetze. Nur einige Frauen sind dabei, obwohl doch jedes Schulmädchen weiß, daß bei uns im Augenblick einige Millionen mehr Frauen vorhanden sind als Männer.

Sind die Frauen denn nun doch nicht geeignet für das politische Leben? Sie sind doch sonst immer für praktische Dinge zu gewinnen, haben Sinn für Konkretes und Nützliches, lieben nicht das Auseinanderstreitende, Unversöhnliche, sondern suchen das Vereinende, Ausgleichende und Vermittelnde. Mit diesen Eigenschaften wären sie doch in der Lage, Politik im besten Sinne zu betreiben, nämlich das möglichst Beste für eine menschliche Gemeinschaft zu schaffen, und zwar ohne Umschweife und auf dem schnellsten Wege.

Und dennoch finden sie so schwer den Weg, als Volksvertreterinnen zu wirken. Sie haben natürlich viel weniger Erfahrung in der Parteiarbeit und sind auch meist wenig geneigt, sich in einen starren Apparat hineinpressen zu lassen. Das ist ein großer Hindernisgrund. Weiter sind aber da noch so viel „wohlerworbene Rechte bewährter Männer“, daß für sie auf den Kandidatenlisten einfach kein Platz mehr vorhanden ist. Bei den 65 Vertretern des Parlamentarischen Rates waren es nur 4 Frauen, die das Grundgesetz mit ausgearbeitet haben. Unter den Abgeordneten der Länderparlamente sind nur 9 v. H. weibliche Mitglieder, während doch 60 v. H. der Wahlberechtigten Frauen sind. Wie will man die große Masse der Frauen dazu bringen, sich für die öffentlichen Angelegenheiten zu interessieren, wenn man ihnen nicht das Recht einräumt, in genügender Anzahl auch bestimmt bei den öffentlichen Angelegenheiten mitzuwirken? Sollen sie nur gut genug dafür sein, ihre Stimmen abzugeben? Man wird sagen, es gibt zu wenige Frauen, die willens und in der Lage sind, Mitglieder des Bundesparlaments zu werden! Wir kennen aber eine ganze Anzahl tüchtiger Frauen aus Betrieben und Verwaltungen, aus Gewerkschafts- und sonstigen Kreisen, deren Mitarbeit im Bundesparlament ein großer Gewinn wäre. Auch das ist ein Stück Gleichberechtigung in die Praxis umgesetzt „Mehr Frauen ins Bundesparlament“!

K. Bo.

JÜNGST fiel mir ein alter Zeitungsausschnitt mit einem Aufsatz über Ibsen in die Hände. Darin wird von einer Ansprache berichtet, die der sonst so schweigsame Mann vor nun wohl über 80 Jahren vom Balkon seines Hotels in Drontheim gehalten hat. Die Sätze, die er damals sprach, die z. Z. von der Drontheimer Zeitung im Faksimile nach Ibsens Manuskript veröffentlicht worden sind, verdienen es, ins Gedächtnis gerufen zu werden. Sie sind auch heute noch durchaus aktuell. Ibsen sagte:

„Es muß ein adeliges Element in unser Staatsleben kommen, in Regierung, Parlament und Presse; ich denke natürlich nicht an einen Adel der Geburt oder des

Geldes, auch nicht der Wissenschaft, nicht einmal der geistigen Anlagen und Fähigkeiten, sondern an einen Adel des Charakters, der Gesinnung und des Willens. Dieser allein kann uns frei machen, und dieser Adel, an den ich denke, wird uns von zwei Seiten zuteil werden, von unseren Frauen und unseren Arbeitern.“

Ja, es müßte ein „adliges Element“ in unser ganzes europäisches Leben kommen! Das Parteiengezänke, das Schachern und Feilschen um kleine politische oder wirtschaftliche Tagesvorteile muß endlich aufhören. Dazu können und werden die Frauen und die Arbeiter (diesen Begriff im weitesten Sinne aufgefaßt) beitragen.

N. P. Nießen.

Lernt denken!

Frauen müssen denken lernen an der Zukunft fernste Fernen, an Vergang'nes weit zurück; des Krieges Schmach mit Namen nennen, des größten Leides Ursprung kennen und aller Völker Mißgeschick.

Frauen müssen nimmer dulden, daß des Wahnsinns Greuelschulden Ziellos alle Menschen trifft; selbst der größte Haß muß brechen, wenn die Frauen mutig sprechen: Völker, ächzt Kriegesgrift!

Macht euch frei von Furcht und Lüge, heilt dem Menschenrecht zum Siege,rottet aus des Hungers Grund. Laßt die Freundschaft Menschen einen und der Freiheit Sonne scheinen auf dem ganzen Erdenrund!

Katherina Eiser

Meine Arbeit

Eine 17jährige Kollegin, die bei der Thyssen-Hütte in der Schraubenfabrik beschäftigt ist, gibt uns eine Schilderung, wie sie über den Sinn und Zweck ihrer Arbeit denkt.

Ihr kennt doch alle das bekannte Sprichwort „Arbeit macht das Leben süß“. Es ist viel bespöttelt und verachtet worden. „Es ist ein Sprichwort für die Dummen“ sagt man, aber ich habe erfahren, es steckt ein großes Stück Wahrheit darin, und zwar für jeden Rechtschaffenden.

Arbeit hat in erster Linie den Sinn und Zweck, den Lebensunterhalt des einzelnen bzw. der Familie zu sichern, an zweiter, wichtiger Stelle aber muß sie das Leben



Foto: Fritz

ausfüllen. Welch hohes Gefühl, nach vollbrachtem Tagewerk die müden Glieder zur Ruhe zu strecken und dabei zu denken, daß man ein ganz kleines Rädchen ist in dem großen Triebwerk des ewigen Geschehens, daß man mithelfen darf beim Auf- und Abbau gewaltiger oder auch geringerer Bauten, oder aber ganz bescheiden gesagt, bei der Schaffung verschiedener Güter und Waren.

Aber ich will von meiner Arbeit erzählen. Daß sich das Sprichwort bewahrheitet, habe ich ganz stark nach Urlaubstagen empfunden, wenn es mich mit tausend Fäden wieder an meinen Arbeitsplatz zog. Es ist nicht allein die Macht der Gewohnheit, es ist viel mehr, es ist das Gefühl, hier ist dein Platz, hier gehörst du hin.

In der Frühe um 5 Uhr beginnt, wie für tausend andere, auch für mich der Tag. Im öligen Arbeitsanzug, die Butterbrotdose unter dem Arm, in Gruppen mit Kolleginnen gehen oder stolpern wir durch den dämmrigen Morgen vom Umkleideraum zur

DIE WEISSE PEST



Miss Eleanor G. Coit, die Direktorin des Amerikanischen Arbeiter-Bildungsdienstes, weilt augenblicklich in Deutschland, um sich besonders über die gewerkschaftliche Bildungsarbeit zu informieren. Bei einem Besuch der „Akademie für Gemeinwirtschaft“ in Hamburg gab sie in einer Ansprache an die Studenten der Hoffnung Ausdruck, daß zwischen den amerikanischen Instituten und den deutschen gewerkschaftlichen Bildungsanstalten sich rege Wechselbeziehungen anbahnen möchten.

Foto: W. Fischer

Werkstatt. Meist schweigend und fröstelnd, weil es noch kühl ist, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Wenn die ersten Mädchen in die Halle treten, die mit ihren plump wirkenden Stahlkolosse jetzt noch öde und tot erscheint, kommt der Maschinist aus der „Bude“ und stellt den Hauptmotor an. Alle kleineren Motoren nehmen danach ihre Tätigkeit auf. Man kann es mit dem Bellen von Dorfhunden vergleichen. Beginnt der erste und größte, wollen die anderen nicht nachstehen und fallen in das Gebell ihres Gefährten ein. Dann ist es vorbei mit der morgendlichen Stille, die Maschinen werden besetzt, und man sieht auf einmal, wie an den plumpen Kolosse kleine feine Bohrer oder Messer, von Preßluft getrieben, sich in das Eisen hineinfresen, es formen und verfeinern, an ihm nagen und schneiden.

Die Hände eines jeden müssen flink gebraucht werden, und so ganz allmählich löst sich die Starre der Glieder, die der Schlaf über die Menschen senkte. Je heller es draußen wird, desto freundlicher werden die Gesichter. Bald hört man hier und da schon ein scherzendes Wort. Wenn aber des Meisters Antlitz Unzufriedenheit über die Arbeit widerspiegelt, so wirkt das irgendwie bedrückend. Doch es währt nicht lange. Während der Kaffeepause beruhigt man sich wieder. Ein heiteres Erlebnis, von der einen oder anderen erzählt, zaubert frischen Mut zur Weiterarbeit herbei. Wieder laufen die Maschinen, und wenn man ganz fein hinhört, meint man sogar zu verstehen, was das Stampfen der Bolzen, das Quietschen der Räder und das Ächzen und Stöhnen der Riemen sagt. „Immer schneller, immer schneller und viel schneller“ könnte das Geräusch der Gewindebohrmaschine heißen. An der Fräsbank glaubt man zu hören: „Papperlapapp, papperlapapp, ich kann's ja doch.“

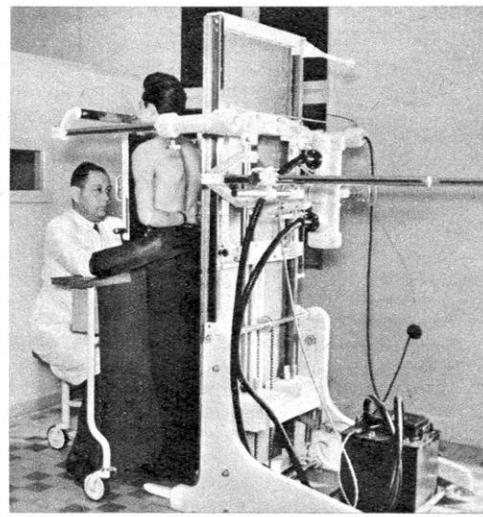
Ist der Mittag einmal überschritten, läuft alles etwas langsamer. Oder scheint es nur so, weil man weiß, daß es auf Feierabend zugeht? Der letzte Seufzer des Treibriemens bewirkt ein beglückendes Aufatmen aller in der Halle Beschäftigten. Man ist von Herzen froh, wieder einmal sein Tagewerk geschafft zu haben. Man weiß, wofür und weshalb die Abgespanntheit den Körper überfällt. Arbeit macht das Leben reich, nicht reich in materieller Hinsicht, sondern innerlich reich. Erst durch sie bekommt der Mensch seinen Wert.

Margarete Bruns.

„Wochenlang schon fühle ich mich schlapp und müde, ich habe kaum Appetit und öfter abends einen heißen Kopf. Manchmal wache ich in den frühen Morgenstunden auf und bin am ganzen Körper naß geschwitzt. Vor allen Dingen aber quält mich ein Husten, gegen den kein Mittel helfen will. Ich verliere ständig an Gewicht, und meine Kollegen sagen, ich wäre früher nie so blaß gewesen.“ Solche Klagen hört der Arzt heute oft, und wenn er untersucht, muß er meistens die Diagnose stellen: „Tuberkulose“. Was wissen wir eigentlich von dieser unheimlichen Krankheit? Die Tbc ist eine ansteckende Krankheit, die durch den von Robert Koch entdeckten Tuberkelbazillus hervorgerufen wird. Sie wird wie selten eine andere Erkrankung durch ein schlechtes soziales Milieu gefördert. Kleine, dumpfe Wohnungen, schlechte Ernährung und überstarke seelische Beanspruchung sind ihre besten Wegbereiter. Sobald diese Mißstände beseitigt sind, tritt auch ein Abfall der Erkrankungen ein. Schon vor dem zweiten Weltkrieg glaubte man in Europa die Volksseuche Tuberkulose besiegt zu haben. Doch nach dem Krieg mit seinem Hunger und seinen Verwüstungen tauchte die weiße Schreckensgestalt von neuem auf. Inzwischen sind die Zahlen der Neuerkrankungen und Todesfälle in allen europäischen Ländern wieder im Absinken begriffen, während bei uns kaum Anzeichen einer Besserung vorhanden sind. Gerade die Ausbreitung der Tuberkulose zeigt uns, daß die Aufrechterhaltung eines normalen Lebensstandards für die Gesundheit eines Volkes unerlässlich ist. Die Bekämpfung der Tuberkulose ist nicht nur eine ärztliche Angelegenheit, sondern eine Aufgabe, die nur im Rahmen der Allgemeingesundung unseres zerrütteten Volkskörpers zu lösen ist.

Die Heimtücke der Tbc liegt in ihrer anfänglichen Beschwerdefreiheit. Geringfügige Krankheitszeichen werden in der Härte des heutigen Lebenskampfes kaum beachtet. Es ist aber von enormer Wichtigkeit, wenn die Behandlung möglichst frühzeitig einsetzt. Die Tbc ist, von wenigen Ausnahmen abgesehen, im Beginn immer heilbar. Wie viele Menschen gibt es jedoch, die, nachdem eine Tbc-Erkrankung bei ihnen festgestellt wurde, sich resigniert ihrem Schicksal ergeben. Nichts ist falscher als das!

Unter dem Sammelbegriff der Tuberkulose werden eine Anzahl Krankheitsbilder zusammengefaßt, deren Aussehen und Verlauf so unterschiedlich sind, daß oft nur der Fachmann ihre wahre Natur erkennen kann. Es gibt kein Organ des menschlichen Körpers, das von der Tbc verschont bleibt. Im Mittelpunkt des Geschehens steht jedoch in den meisten Fällen die Lungenerkrankung. Noch Behring nahm an, daß die Tuberkulose durch die Ernährung zustande käme, wobei der Genuss von ungekochter Milch eine besondere Rolle spielen sollte. Diese sogenannte Fütterungstuberkulose, die hin und wieder bei kleinen Kindern vorkommt, ist aber selten. Die meisten Erkrankungen entstehen durch Tröpfcheninfektion, bei der die Bazillen eingeatmet werden und durch



Bei der Durchleuchtung kann der Arzt eine Erkrankung sofort erkennen

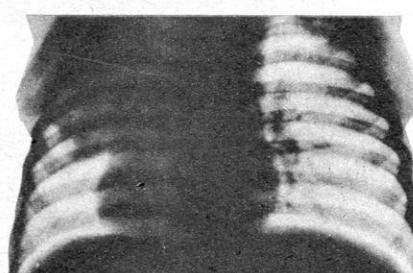
Fotos: Archiv 1, W. Bresser 1

die Luftwege in die Lungen gelangen. Deshalb bedeutet jeder Lungenkrank eine so große Gefahr für seine Umgebung, denn sein Auswurf enthält die gefürchteten Bazillen.

Die Erstinfektion mit Tuberkulose spielt sich meist in der Kindheit oder der frühen Jugend ab. Sie verläuft in der Regel unbemerkt und kommt mit einer Verkapselung bzw. Verkalkung der tuberkulosen Herde und Drüsen völlig zur Ruhe. Als Zeichen der stattgehabten Infektion ist die Tuberkulinprobe (meist eine Einreibung mit Tuberkulinsalbe) von nun an positiv. Bei einer verminderten Widerstandskraft, bei Schwächung des Körpers durch vorausgegangene Krankheiten, bei Unterernährung oder ererbter Hinfälligkeit (Kinder tuberkuloser Eltern) kann allerdings auch schon die Erstinfektion zu schweren Formen der Tuberkulose führen. Jahre oder Jahrzehnte später kann es wiederum, begünstigt durch schlechte äußere Umstände, zu einer weiteren Infektion kommen. In diesem Stadium finden wir besonders die Lungenspitzentuberkulose, zu Unrecht oft als „harmloser Lungenspitzenkatarrh“ bezeichnet. Auf dem Blutweg können die Tuberkelbazillen nun in alle anderen Organe des Körpers getragen werden. Je nach ererbter Veranlagung bzw. Ernährungs- oder Umweltverhältnissen kann aber auch in diesem Stadium unter geeigneter Behandlung eine Ausheilung erfolgen.

Die Erstinfektion mit Tuberkulose haben wir, soweit wir in der Großstadt geboren und aufgewachsen sind, fast alle schon hinter uns. Die Verhältnisse im Vorkriegsdeutschland ergaben bei Jugendlichen bis zum 25. Lebensjahr in den Großstädten eine 80- bis 90prozentige Durchseuchung, in den Landgemeinden 40 bis 60 v. H. Infizierte. Heute liegen die Zahlen noch höher. Wer heute noch keine Erstinfektion mitgemacht hat (bei dem also die Tuberkulinprobe negativ ausfällt), soll sich unbedingt schutzimpfen lassen.

Was bleibt für uns, die bereits ihre Erstinfektion hinter sich haben, sonst noch zu tun? Wir müssen gesunde Arbeitsplätze fordern! Licht, Luft und Sonne müssen eindringen können (Lüftung)! Wir müssen auf die Erfüllung der hygienischen Forderungen des Alltags bei uns und bei unseren Kollegen achten. (Nicht ausspucken! Nicht anhusten!) Wir müssen unsere Freizeit möglichst draußen in der Natur zubringen. Wandern, Baden, Sport, im Wechsel mit Ruhe und Entspannung, erhöhen unsere Widerstandskraft. Wenn aber die ersten Zeichen einer erneuten Infektion auftreten (Matiigkeit, Appetitlosigkeit, Fieber, Husten usw.), dann wollen wir uns ohne Zeitverlust zum Arzt begeben. Er wird uns helfen. H. Berzau



Röntgenbild einer Tbc-erkrankten Lunge. Die dunklen Stellen links oben zeigen die Infektion

Menschenleben sind



... einer Baggermaschine gerissen im Flußbett der Rur auf einer steckte Mine geriet. Ein zweiter an schweren Verletzungen, ein Krankenhaus.

Beim Begegnen von Granaten auf einer Taucheranzug auf dem Meer Fischer erstickte infolge einer Abfallhaufen gelegen. (Hof)

Von einem explodierenden Frau getötet und vier weitere Verletzte. Der Blindgänger hatte auf einem Abfallhaufen gelegen. (Hof)

Beim Spielen mit einem Kind in Helsungen/Harz sechs Kinder getötet. (soviel)



Arbeitsstätten, die dem Aufbau eines friedlichen Europas dienen könnten, werden demontiert, aber Munition, an deren Vernichtung niemand etwas auszusetzen hat, wird gelagert. Es klagen die zerstörten Wohnstätten. Es klagt der seiner Schönheit beraubte Wald. Es klagen die Menschen um ihre Lieben. „Den Helden“ steht auf dem Kriegerdenkmal. Die hier sinnlos getötet wurden, es sind keine sogenannten „Helden“, aber die Opfer eines falsch verstandenen Heldentums. Als hätte der Krieg etwas mit wirklichem Heldentum zu tun. Wir brauchen andere Helden. Menschen mit Verantwortungsbewußtsein,

Im Westen Deutschlands, in der Eifel, liegt die idyllische Kreisstadt Prüm, die durch den Krieg sehr gelitten hatte. Ihre Bewohner hatten durch Fleiß und Tatkraft bewirkt, daß die Wunden des direkten Krieges langsam vernarben. Aber die Menschen wurden nicht recht froh, denn in einem großen Bunker des Kalvarienberges, an dessen Fuß Prüm liegt, waren große Mengen Munition aufgestapelt. Eingabe um Eingabe wurde von den Stadtbehörden an die Besatzungsstelle gerichtet, um zu bewirken, daß die Munition weggeschafft oder vernichtet würde.

Die Besatzungsbehörde gab die Eingaben an die höhere Stelle. Diese schwieg. Die Munition blieb im Bunker, gefährdete weiter die Stadt und die Menschen. Aus noch nicht geklärten Gründen explodierte die Munition am 16. Juli, zerstörte einen großen Teil der Stadt, forderte fast zwanzig Tote und über hundert Schwer- und Leichtverletzte. Der Krieg fordert noch immer seine Opfer. Verantwortungslosigkeit gegenüber den Menschenleben, die das Merkmal des Krieges ist, liegt auch bei diesem Unglück vor. Es zeigt, wie wenig der Geist des Krieges überwunden ist.

aber die Opfer eines falsch verstandenen Heldentums. Als hätte der Krieg etwas mit wirklichem Heldentum zu tun. Wir brauchen andere Helden. Menschen mit Verantwortungsbewußtsein, Menschen, die ihre Kräfte für eine gerechte und friedliche Ordnung in der Welt einsetzen.

B. TRAVEN

Die weiße Rose



ILLUSTRIERT VON JOSEF KRONENBERG

Die Hacienda La Rosa Blanca hatte eine Größe von etwa achthundert Hektar. Sie gehörte dem Indianer Hacinto Yanyez. Ihre Produkte waren: Schweine, ferner Zuckerrohr und damit auch Zucker, und endlich Orangen, Zitronen, Papayas, Tomaten, Ananas. Sie lag in der Oilzone im nördlichen Teil des Staates Veracruz.

Die Hacienda machte ihre Besitzer nicht reich, wohl nicht einmal wohlhabend. Denn alles wurde in alter hergebrachter Weise kultiviert und bewirtschaftet. Es ging auf der Hacienda gemächlich und gemütlich zu. Niemand regte sich auf. Es wurde nicht gehetzt, nicht getrieben, und wenn wirklich einmal geschimpft wurde, so geschah es nur der Abwechslung wegen und weil das Leben ja zu eintönig verlaufen würde, wenn nicht gelegentlich einmal die Ventile abblasen könnten.

Die helfenden Hände auf der Hacienda waren Indianer wie der Besitzer. Sie bekamen keine hohen Löhne. Gewiß nicht. Aber jede Familie hatte ihre Hütte mit einem geräumigen Hof. Die Familie konnte Vieh halten nach Belieben und auf dem Lande, das ihr entsprechend ihrer Kopfzahl angewiesen wurde, anbauen, was ihr für ihren Unterhalt nötig schien.

Alle jene Familien, die hier wohnten, lebten seit Generationen auf der Hacienda. Sie waren beinahe alle mit dem Besitzer versippt und verschwägert. Einige der Familien verdankten ihre Entstehung der großen Zeugungsfähigkeit einer der Vorfahren des Hacinto. Hacinto war der Pate beinahe aller Kinder, die auf der Hacienda geboren wurden, und Senora Yanyez war die Patin.

Der Pate, el padrino, und die Patin, la madrina, haben in Mexiko eine bei weitem wichtigere Stellung innerhalb der Familien-

gemeinschaft denn in irgendeinem Lande auf Erden. Das röhrt von uralten Zeiten her, aus weit zurückliegender Zeit der Indianer. Infolge der ungemein häufigen ineinander verheiratung der Spanier mit Indianischen Frauen haben sich in den Sitten des mexi-

Der Pate galt im alten indianischen Mexiko — und gilt auch im heutigen Mexiko — ebensoviel für das Kind wie der eigene Vater. In zahlreichen Familien, wenn der Vater stirbt oder sich aus vielerlei Gründen, unsfähig erweist, Erzieher des Kindes zu sein, tritt der Pate in die vollen Rechte und Pflichten des Vaters ein. Der Pate hat sich um das Wohlergehen des Kindes dessen Pate er ist, zu kümmern. Wenn ihn auch das öffentliche Gesetz nicht zwingt, seine Pflicht gegenüber dem Kinde zu erfüllen, so kann er sich dieser Pflicht doch nicht entziehen; denn er würde dadurch seine Achtung und sein Ansehen in der Gesellschaft, die sich ja aus Familien zusammensetzt, verlieren, genau so gut, als ob er irgendeine sonstige schändige Handlung begeht, die vielleicht vom Gesetz, nicht aber von dem Gesellschaftskreise, dem er angehört verziehen wird. Der Vater des Kindes nennt den Paten des Kindes Compadre, das heißt Mit-Vater und die Patin nennt er Comadre, das heißt Mit-Mutter. Beide, Vater und Pate, reden sich mit Compadre an, und die Patin und Mutter nennen sich gegenseitig Comadre. Und wenn der Vater des Kindes die Patin ruft, so sagt er auch nicht Senora, sondern er ruft sie Comadre.

Aus diesen Gründen betrachten sich der Vater des Kindes und der Pate des Kindes wie Brüder, und das Verhältnis zwischen beiden ist oft herzlicher als zwischen Blutsverwandten, weil die Wahl eine freiwillige ist und die Wahl von Sympathien abhängt, die jene zwei Leute für einander empfinden. Wenn sich der indianische Farmarbeiter den Patron, den Herrn der Hacienda, zum Paten für sein Kind aussucht, dann kommt der Herr. Er ist nie so stolz dazu; denn er betrachtet es als eine große Ehre, daß er zum Paten gewählt wurde. Das liegt im indianischen Blut. Und von dem Augenblick an, wo

Mexikanisches Farmerlied

Nah' am Rande der Barranca,
Gebadet tags im Sonnengold,
Geliebkost von Frau Luna nachts,
Traulich blüht La Rosa Blanca.

Jeden Tag schon in der Frühe
Sing'n die Vögel deinen Ruhm;
Wie du blühst, seit Gott dich schuf,
Ewig, weiße Rose, blühe.

Wenn ich auch einst verwelken muß,
Weiße Rose, du sollst blühen,
Und mein letzter Lebenshauch
Ist für dich mein Abschiedskuß.

kanischen Volkes zahlreiche Gewohnheiten und Gebräuche der Indianer erhalten überall da, wo es sich um Küche, Haus und Familienbeziehungen handelt, also in jenen Dingen, wo der Mann gewöhnlich passiv und neutral ist, weil sie das Urgebiets der Frau betreffen.

der Herr Pate des Kindes jenes Farmarbeiters geworden ist, sagt der Farmarbeiter nicht mehr „Patron“ zum Herrn, sondern Compadre. Und der Herr sagt nicht mehr „He, Juan!“ zu dem Arbeiter, sondern er sagt gleichfalls Compadre zu ihm, obgleich sich die rein wirtschaftliche Stellung der beiden zueinander nicht verändert. Sie sind nun Brüder und behandeln sich wie Brüder. Dieses Verhältnis besteht auf allen Haziendas in Mexiko, wo der Besitzer und die Haziendaleute indianischen Blutes sind. Ein solches Verhältnis bringt Zustände hervor, die anderswo auf Erden wohl nicht gefunden werden können.

Dem Paten gehört die Hazienda. Sie gehörte seiner Familie schon, ehe Columbus geboren wurde. Denn der Vorfahr, der Gründer der Familie, war ein indianischer Fürst, der Häuptling eines Stammes der Huasteken, der in jenem Bereich seinen Sitz hatte. Aber der Patron betrachtet sich nur als Nutznießer der Hazienda. Er fühlt sich verantwortlich für das Wohlergehen aller, die auf der Hazienda leben; denn er ist ja der Compadre aller, und alle sind seine Compadres. Er kleidet sich nicht reicher als alle, die auf der Hazienda arbeiten. Er trägt die Tilma wie sie, und wie sie trägt er Sandalen. Er ist Tortillas (geröstetes Maisgebäck) und Frijoles wie alle übrigen. Aber dennoch ist das Verhältnis ein ganz anderes als das patriarchalische Verhältnis auf den alten europäischen Bauernhöfen, wo alle Knechte und Mägde am selben Tisch mit dem Bauer und der Bäuerin sitzen.



Hier sind alle selbständig; alle haben ihre eigenen Familien, ihren eigenen Haushalt. Der Patron ist der Richter in allen ihren Anlegenheiten, ihr Ratgeber, ihr Briefschreiber — wenn er schreiben kann —, ihr Arzt, ihr Rechtsanwalt, ihr Verteidiger gegen Behörden, die Unmögliches verlangen, ihr Versorger in schlechten Ernten und der Versorger ihrer Witwen und Waisen. Jedoch ist er niemals „der Herr“.

Er bereichert sich nie an seinen Leuten. Er hat mehr Vieh als die übrigen, hat mehr Mais, mehr Bohnen und hat ein wenig mehr Geld. Ein wenig mehr. Nicht viel. Denn es leben viel zuviel Familien auf der Hazienda. Die Familien vermehren sich. Sie vermehren sich reichlich. Und alle jungen Paare, die eine neue Familie gründen, wollen in ihrer Heimat bleiben, also auf der Hazienda. Und für alle muß Land und Rat geschafft werden. Und wird geschafft. Der Patron muß ja ein wenig mehr haben als die übrigen, denn er hat zwanzigmal mehr Verpflichtungen als alle übrigen.

Wo der Patron ein Mexikaner nichtindianischen Blutes, oder wo er gar ein Spanier oder, schlimmer vielleicht, gar ein Deutscher ist, liegen die Dinge völlig anders. Da gibt es Herren und Knechte; denn da muß Geld verdient, da muß die Hazienda ertragreich gemacht werden, damit sie mit tausend Prozent Gewinn verkauft werden kann an einen, der abermals tausend Prozent an ihr gewinnen will. Da gibt es auch keine Compadres und keine Comadres.

Die Condor Co. mußte in den Besitz der Rosa Blanca gelangen, auch wenn sie darum einen Krieg der Staaten mit Mexiko hätte heraufbeschwören müssen.

Es wurde dem Señor Hacinto Yanez eine Lease, eine Vorpacht, angeboten, mit fünf Dollar das Hektar jährlich für zwanzig Jahre und acht Prozent Beteiligung am Gewinn.

Hacinto aber sagte zu dem Agenten: „Das kann ich nicht. Ich kann die Hazienda nicht verpachten. Ich habe kein Recht dazu. Mein Vater hat sie auch nicht verpachtet. Auch nicht mein Abuelo, mein Großvater. Auch nicht dessen Vater. Ich muß sie behalten für die, die nach mir kommen werden. Die wollen auch essen. Und die müssen sie behalten für jene, die wieder nach ihnen kommen werden. So war es immer. Ich habe ja die Orangenbäume und die Nußbäume auch von meinem Vater bekommen. Hätte er keine gepflanzt, dann würde ich keine Orangen und keine Zitronen und keine Nüsse haben. Darum muß ich wieder junge Bäume pflanzen, damit auch die, die nach mir leben wollen, Orangen, Zitronen und Nüsse haben. Das ist nun eben so mit der Hazienda. Das können Sie doch verstehen, Señor Pallares!“ Señor Pallares, der Agent, der Aufkäufer für die Condor Co., konnte das natürlich nicht verstehen, weil er nie Land besessen und weil sein Vater nie Land gehabt hatte. Er war nur Licenciado, ein Rechtsanwalt, wie sein Vater es auch gewesen war.

Er kam zu der Company und sagte dort, daß Hacinto verrückt sei. Darauf sagte der Direktor, wenn Hacinto verrückt sei, dann könne man ihn ja in ein Irrenhaus schicken.

Hacinto wäre nicht der erste gewesen, der ins Irrenhaus geschickt wurde und dort verkam und starb, weil eine Oil-Company seinen Besitz auf keine andere Weise bekommen konnte. Dutzende waren ins Irrenhaus geschickt worden. Denn irre ist jeder, der es abschlägt, einen Kaufpreis für ein Stück Land anzunehmen, der tausendmal höher ist als der Kaufpreis für das Land war, ehe Öl in der Nähe gefunden wurde. Es kam ein anderer Agent. Wieder ein Mexikaner. Und wieder ein Licenciado. Señor Perez.

Er kam mit dem großen Geldsack, brachte das blinkende Gold gleich mit. Nicht alles, aber doch einen großen Teil. Er hoffte, daß der Anblick des schönen gemünzten Goldes Hacinto nachgiebig machen würde. Licenciado Perez bot keine Icase an. Er wollte die Hazienda kaufen. Das gab mehr Geld und war darum eine größere Versuchung. „Aber ich kann doch die Hazienda nicht verkaufen, Señor Licenciado“, sagte Hacinto in seiner ruhigen stoischen Weise. Zeit war für ihn kein bestimmter Begriff, darum ließ er sich auch beim Sprechen nicht zur Eile drängen. „Ich kann die Hazienda wirklich nicht verkaufen. Sie gehört ja doch gar nicht mir.“ „Wie?“ fragte Señor Perez. „Gehört nicht Ihnen? Das ist ja neu. Steht doch in den Registern als Ihr Eigentum.“

Hacinto lachte: „Natürlich gehört sie mir, die Rosa Blanca. Wie sie einstmal meinem Vater gehört hat. Aber sie gehört auch meinem Vater nicht mehr. Ich meine, die

Hazienda gehört mir nicht so, daß ich machen kann, was ich will. Sie gehört doch auch denen, die nach mir leben wollen. Für die bin ich verantwortlich. Ich bin nur der Verwalter für die, die später leben wollen und später leben werden. Wie mein Vater nur der Verwalter war und dessen Vater und so immer weiter zurück und so immer weiter voran.“

„Das ist ja Unsinn, Señor Yanez. Lassen Sie nur die anderen für sich sorgen. Sie können ja ihren Kindern das Geld geben oder hinterlassen. Die können Doktor werden in Mexiko oder Licenciado, oder sie können sich einen schönen Laden kaufen, wo sie tüchtig verdienen können, und sie können sich Automobile kaufen.“

„Aber sie haben doch kein Land“, sagte Hacinto eigensinnig. „Sie müssen doch essen. Wie wollen sie denn essen, wenn sie keinen Mais bauen?“

„Seien Sie doch nicht so stumpfsinnig“, sagte Señor Perez. „Ihre Nachkommen können sich doch den Mais für ihre Tortillas kaufen, sie haben doch dann Geld genug.“

„Aber Mais muß doch angebaut werden. Es muß doch jemand Mais pflanzen. Dazu braucht man doch Land. Ein Automobil ist ja vielleicht ganz schön, aber es ist doch kein Mais. Und Fleisch ist auch nicht da. Und auch keine Bohnen und auch kein Chile.“ Señor Perez gab es auf, in dieser Weise mit dem blöden Indianer weiter zu verhandeln. Er griff von einer neuen Seite an.

„Sie werden doch einmal alt, nicht wahr?“ „Nein“, antwortete Hacinto. „Ich werde nicht alt. Wenn ich alt werde, dann bin ich tot. Dann sterbe ich. Alt werde ich nicht. Mein Vater ist auch nicht alt geworden. Er war gleich tot, als er glaubte, nicht mehr arbeiten zu können. Er war nicht alt. Er hat bis zum letzten Tage gearbeitet. Und ich kann das Land nicht verkaufen, weil die, die nach mir kommen, auch Land haben müssen.“

Er begann nun alles das wieder aufzuzählen, was er schon dem Licenciado Pallares gesagt hatte, über die Orangenbäume und Nußbäume und über die späteren Geschlechter, die ihm vorwerfen werden, daß er übel für sie gesorgt hätte, und daß sie verhungern müßten, weil er das Land weggegeben habe. Aber als er sich erinnerte, daß er das alles schon früher einmal jemandem erzählt hatte, und als er sah, daß seine Worte auch nicht den geringsten Eindruck auf Señor Perez machten, als er erkannte, daß Señor Perez, obgleich er ein Licenciado war, gar nichts verstand von Land und Pflichten und von all den Sachen, die Hacinto so wichtig erschienen, da fiel ihm etwas Neues ein, bisher hatte er, wenn er von denen sprach, die Nachkommen würden und essen wollten, nur an seine eigenen Kinder gedacht und nur an Nachkommen im allgemeinen.

Jetzt aber, als ob ihn jemand auf dem reinen Wege der Gedankenübertragung daran erinnert hätte, kam ihm zum Bewußtsein, daß er ja noch viel größere Pflichten habe. Höhere Pflichten als die für seine eigenen Nachkommen. Was sollte denn aus seinen Compadres, aus seinen Comadres werden? Was aus den sechzig Familien, die auf der Hazienda lebten? Sie wurden alle enterbt, entlandet, entwurzelt, wenn er die Hazienda verkauft. Sie alle waren ja seine Kinder, seine Schützlinge, seine Mündel, seine Pflegebefohlenen. Wie konnte er sie verlassen und ihnen das Land nehmen? Sie waren sein Blut und seine Seele gleich seinem leiblichen Kindern. Und alle werden doch eines Tages begraben und gefolgt werden von denen, die ihnen Nachkommen werden und auch Land benötigen, um in der Welt sein zu können.

„Nein, ich kann Ihnen die Hazienda nicht verkaufen, Licenciado.“ Er sagte es jetzt bestimmter als vorher. „Die Hazienda gehört nicht mir, sie gehört auch meinen Compares. Was sollen die denn tun?“

Senor Perez zündete sich eine Zigarette an, spielte eine Weile mit dem Wachsfäddchen, als ob er nach der besten Antwort suche, um Hacinto mit einem Satz dauernd zu schlagen.

Als er das Fäddchen ganz zermürbt hatte, sagte er: „Die Leute? Die können alle in den Kamps arbeiten. Verdienen viel mehr als hier auf der Hazienda. Was haben sie



denn hier? Fünfzig Centavos den Tag. Vielleicht achtzig. In den Kamps verdienen sie fünf Pesos, acht Pesos und arbeiten nur acht Stunden. Haben es viel leichter. Können sich Stiefel kaufen und ihren Frauen seidene Kleider und Lackschuhe und parfümierte Seife. Wenn sie sparen und nicht alles vertrinken, können sie sich bald einen Laden kaufen.“

Hacinto verstand das nicht. Er wußte gar nicht, wovon geredet wurde. In seinem Kopf war immer nur ein Gedanke, ein einziger Gedanke. Aber dieser eine Gedanke war so stark, daß er für ihn die ganze Welt und alle Probleme umfaßte und erklärte. Alle Fragen wurden in diesem einen großen Gedanken für ihn endgültig gelöst. Er konnte diesen Gedanken nicht mit den schönen Worten des Dichters ausdrücken, auch nicht mit den verschönerten Sätzen eines Gelehrten und nicht mit dem Zahlengewirr eines Volkswirtschaftlers. Er konnte ihn immer wieder nur in einem kurzen schlichten Satz hersagen: „Aber sie haben doch kein Land mehr, und sie können doch keinen Mais anbauen.“

Das Wort Mais war für ihn, den Indianer, derselbe Ideenbegriff wie für den Europäer das Wort: „Unser täglich Brot gib uns heute.“ Heute, heute, lieber Gott; denn wir können nicht bis morgen warten, wir haben heute Hunger, und wenn wir das Brot nicht heute haben, sind wir morgen tot.

Für den Licenciado war aber das ewige Wiederholen desselben Satzes, den Hacinto wußte, langweilig. Hacinto wußte in der Tat keinen anderen Satz, weil in dem Satz alle seine Weisheit verborgen lag, wie die Weisheit aller Menschen von jeher wurzelte in dem Wort: „Land ist Brot und Brot ist Leben.“ Was braucht es mehr!

Aber der Licenciado Perez wußte, daß man Mais überall kaufen konnte. Man brauchte ja nur das Geld. Und das Geld kann man verdienen. Leicht verdienen. Für das Geld, das ihm die Company versprochen hatte, falls er den Kauf der Rosa Blanca durchsetzte, konnte er sich eine ganze Schiffs-ladung Mais kaufen. Mais, Mais und noch einmal Mais. An etwas anderes dachten all diese stupiden Indianer nicht.

Dennoch, in all seiner Klugheit und in all seiner Rechtsgelerntsamkeit dachte der Licenciado Perez nicht daran, daß der Mais

doch gebaut werden müsse, wenn man ihn haben oder kaufen wolle. Irgendwo mußte der Mais doch gebaut werden. Aber der Licenciado lebte in einer anderen Welt, wo man Mais und Land trennen konnte, ohne daß man daraus Probleme sich entwickeln sah. In einer Welt wie der seinen war die Beziehung Mais und Land, Menschen und Land völlig getrennt. In seiner Welt sagte man: „Was gehen uns die an, die nachkommen? Nach uns der Weltuntergang mit drahtloser Filmvorführung im Schlafzimmer. Land, Land, Land. Was ist Land? Wir brauchen das Land für Öl, damit wir unsere Automobile füttern können. Mais? Land für Mais? Zur Hölle mit diesem verblödeten Indianer! Wenn wir Mais brauchen, weil wir alles Land verölt haben, dann machen wir ihn mit der Maschine und kaufen ihn in Konservenbüchsen.“

„Hacinto“, sagte nun Senor Perez vertraulich. Und er sprach eindringlich wie ein Mann, der auf seinen Bruder, der von Hause fortgelaufen ist, einreden mag, um ihn zur Rückkehr zu überreden, weil sich die Mutter die Augen ausweint. „Hacinto, nun seien Sie doch einmal vernünftig. Ich will Sie ja nicht betrügen.“

„Das glaube ich ja auch nicht, daß Sie das wollen“, antwortete Hacinto.

„Ich will das Land ehrlich kaufen von Ihnen, für einen guten Preis.“

„Aber, Senor Licenciado, ich kann doch das Land nicht...“

„Halt, halt“, unterbrach ihn Senor Perez mit einem Tone, wie man zu einem Kranken redet, den man nicht aufregen darf. „Doch, Hacinto, Sie können verkaufen.“

„Nein, ich kann nicht“, sagte der Indianer ehrlich als vorher. „Ich habe kein Recht dazu. Das Land gehört nicht mir.“

„Kommen Sie mir abermals mit diesem Unsinn. Ich habe die Register durchgesehen und gefunden, das Land gehört Ihnen. Die Titel sind in der besten Ordnung. Habe sie so gute und reine Rechtstitel gesehen. Das Land gehört Ihnen. Sie können machen, was Sie wollen. Verkaufen oder verschenken oder verpachten.“

„Aber meine Compares und die, die nachkommen...“

Senor Perez, geübt in den Kniffen des geschickten Anwalts, ließ dem Indianer keine Zeit, sich wieder in dem alten hartnäckigen Gedanken festzusetzen. Er wußte schon, was wieder folgen würde, und er griff darum gleich an. „Alle die Männer der Familien, die Sie hier auf der Hazienda haben, bekommen Arbeit in den Kamps der Condor Co. Das verspreche ich Ihnen. Ich bringe das mit als Kaufbedingung in den Kontrakt. Die Leute sollen keiner weniger als drei Pesos verdienen, und wenn sie anstellig sind und sich eingearbeitet haben, vier oder fünf Pesos.“ „Ja, das glaube ich“, meinte Hacinto, „soviel verdienen die Peons in den Kamps. Der Muchacho, der Junge von Jose hier, arbeitet in einem Kamp, er will Geld verdienen, weil er heiraten will und der Schwieger-vater eine Kuh als Gabe für das Mädchen verlangt. Aber der Marcos, der auch in so einem Kamp gearbeitet hat, ist wieder hier. Er sagt, er will nie wieder in einen Kamp gehen, und wenn man ihm zehn Pesos gibt. Er will lieber hier bleiben auf dem Land. Er sagt, er war immer traurig im Kamp, und hier lacht er immer.“

„Er ist eben ein Dummkopf, der Bursche. Man muß sich gewöhnen können, wenn man Geld verdienen will!“ sagte der Licenciado. Und er hatte recht. Wie alle seines Berufes. Er lenkte nun zur Abwechslung das Ge-

spräch auf eine andere Bahn: „Wenn Sie hier das viele Geld haben, Hacinto, dann können Sie sich ein Automobil kaufen.“

„Ich brauche kein Automobil!“ sagte Hacinto gleichgültig.

„Aber, Mann, Hombre, dann können Sie doch in einer halben Stunde in Tuxpam sein.“

„Ich will aber gar nicht in einer halben Stunde in Tuxpam sein. Ich will ja mit den Leuten am Wege sprechen und sehen, wie ihr Mais steht und was die Kleinen machen, die ich alle kenne, und ich will sehen, ob die blauen Buschbohnen schon heraus sind, und ob die großen Schildkröten an der Lagune Eier gelegt haben, und ob der schwere Mahagonibaum, der vor Jahren abbrach und sich quer über den Weg legte, noch immer nicht verfaulen will. Ich habe schon zweimal Feuer untergelegt. Aber er brennt nicht durch, und wir müssen nun immer herumreiten.“

„Estupido, stupid, stupid“, sagte Senor Perez halblaut und dann laut: „Aber sehen Sie, in einem Automobil — — —.“

„Wenn ich nach Tuxpam will, um Schweine zu kaufen oder um einen neuen Hut für Nazario mitzubringen, dann nehme ich den gelben Macho und reite früh um halb vier fort und bin um neun in Tuxpam. Das ist mir dann gerade Zeit genug. Und ich habe alles auf dem Wege gesehen, und ich habe mit Rafael gesprochen, der sich ein neues Dach auf dem Jacal, auf sein Haus, gelegt hat, weil das alte zu alt war und durchregnete. Dann bin ich immer noch zeitig genug in Tuxpam — ich brauche kein Automobil. Wirklich nicht, Licenciado.“

Senor Perez sah sich wieder einmal hoffnungslos, und es kostete ihn sicherlich große Mühe, eine neue Idee zu finden, um Hacinto den Besitz vielen Geldes verlockend zu machen. Ehe er aber etwas Neues sich ausdenken konnte, das Hacinto der Welt der Geldmacher vielleicht hätte näherbringen können, hatte der Indianer endlich eine Antwort gefunden auf das Angebot, alle Compares als Arbeiter in den Olkamps unterzubringen. Er konnte im Kopf nicht so schnell arbeiten wie ein Licenciado, der darin geübt war. Bei ihm dauerte es länger. Aber obgleich es länger dauerte, so traf er dennoch den Punkt. Und er traf ihn genauer als Senor Perez erwartet hatte.

Er sagte: „Das ist ja recht gut, wenn die Männer Arbeit in den Kamps bekommen. Es kann ja sein, daß sie dort arbeiten können und Geld verdienen. Aber wenn der Brunnen gebohrt ist, dann ist doch keine Arbeit



mehr für die Leute. Dann bekommen sie auch kein Geld mehr.“

„Die Company baut nicht nur hier Brunnen, sie hat sehr viel Land. Da werden die Leute von hier hingeschickt.“

Hacinto aber war jetzt durchaus auf dem richtigen Wege. Denn er sagte: „Dort aber, wo die Leute hingeschickt werden, sind dann doch die Leute von dem Land, die Arbeit haben wollen. Was tun dann die?“

Senor Perez fühlte, daß er überrumpelt war. Er fand sich hier nicht heraus. Ohne viel darüber nachzudenken, platzte er heraus: „Jene Leute müssen dann eben weitergehen und sehen, wo sie Arbeit finden.“

„Aber man hat ihnen doch ihr Land weggekauft, wie können sie denn nun leben, wenn die Männer von hier kommen? Sie haben doch kein Land mehr. Die müssen doch alle sterben, wenn die Männer von hier kommen. Es wird auch nicht ewig gebotrt. Einmal ist es doch alle, das Öl. Dann haben alle Männer vergessen, wie man Mais baut.“

Einfach, wie alle Probleme waren, wenn Land genug da war und die Leute verstanden, es zu bebauen, so verwickelt wurden plötzlich die einfachsten Fragen, sobald die Leute aus ihrer Erde herausgerissen wurden. Das sah jetzt selbst Senor Perez ein. Der Indianer hatte ihn völlig aus seiner sicheren Stellung innerhalb der menschlichen Gesellschaft geworfen. Er hatte ihn selbst aus allen den Weisheiten hinausgeschleudert, die sich Senor Perez in Schule und Leben erworben hatte. Hätte er einen anderen Licenciado, einen anderen, gebildeten Mann, ja hätte er nur einen Kaufmann aus einer größeren Stadt sich gegenüber gesehen, dann hätte er mit diesem Problem irgendwie fertig werden können. Mit einem anderen Mann, der in der Stadt, in städtischen Erwerbsmöglichkeiten lebte, hätte er diese Frage besprechen können. Sie wären sicher zur Lösung gelangt, die beide befriedigt hätte, weil beide die gleiche Sprache redeten. Sie hätten sprechen können von Gesetzen, die dann nötig wurden, von Parlamentsbeschlüssen, von Dekreten des Präsidenten, von besseren Transportmöglichkeiten, von Massenproduktionen notwendiger landwirtschaftlicher Erzeugnisse, Massenproduktion infolge weitgehender Anwendung hochkraftiger Maschinen und wissenschaftlicher Lehren. Freilich blieb die Frage immer offen: Wo nehmen wir das Land her? Denn daß man Mais aus den Abfallprodukten des Ols oder aus der Schlacke der Steinkohle machen könnte, das schien selbst einem Licenciado ein wenig zu weit gegriffen.

Wie dem auch immer war, gegenüber der verblüffenden Einfachheit, in der Hacinto die Probleme der menschlichen Gesellschaft und des menschlichen Daseins sah, kam sich Senor Perez sehr hilflos vor. Er konnte den Indianer nicht erreichen. Es war so, als ob der Indianer auf einem anderen Planeten stünde, zu dem man von dem Planeten, auf dem der Licenciado stand, niemals und mit keinem Mittel hinüberreisen kann.

Der Indianer fühlte nicht, daß er den Licenciado geschlagen hatte, weil er nicht begriff, daß jemand anders denken könnte als er, der Indianer, der in der Erde und mit der Erde lebte. Als ein Erzeugnis der Erde. Gleich einem Baume. Darum konnte er auch mit der letzten Waffe, die der Licenciado für die stärkste Waffe hielt und bis zuletzt aufbewahrt hatte, nicht besiegt werden.

Senor Perez nahm den weißen Leinensack zur Hand. Er wog ihn eine Weile beträchtlich, und dann schüttete er mit einer raschen Bewegung den ganzen Inhalt aus. Es waren alles goldene Zehn-Peso-Stücke. Hidalgos. Weil sie das Bild des mexikanischen Befreiungskämpfers Hidalgo aufgeprägt trugen



Senor Perez begann das Geld abzuzählen, als ob der Kauf bereits vor sich gegangen wäre.

Er häufte das Geld in kleinen Säulchen auf, je fünfzig Hidalgos übereinandergelegt. Es sah sehr hübsch aus. Er hatte endlich vierhundert solcher Säulchen aufgestellt in Reih und Glied. Wie Soldaten.

Wohlgefällig, beinahe andächtig überblickte er das Regiment und sagte: „Die Company zahlt Ihnen für das Hektar fünfhundert Pesos Oro Nacional. Achthundert Hektar sind vierhunderttausend Pesos in Gold. Das hier sind nur zweihunderttausend. Sie bekommen also noch einmal den gleichen Haufen. Morgen schon, wenn Sie wollen.“

Der Eindruck, den Senor Perez zu erwecken gehofft hatte, blieb völlig aus. Der Indianer hatte durchaus kein Verständnis für diese Menge Gold. Hätte man ihm einen Berg Mais hingelegt oder fünfhundert Schweine, das hätte er verstanden. Freilich hätte er auch dafür die Rosa Blanca nicht verkauft. Der Mais wäre eines Tages aufgegessen, und die Schweine wären eines Tages aufgegessen. Was dann darauf? Hunger für die, die nachkommen. Verläßlich war nur die Erde. Aber das Gold, der Mais, die Schweine, soviel es auch war, das alles war nur einmal und niemals wieder. Hacinto wußte recht gut den Wert eines Hidalgos. Das waren hundert oder hundertfünfzig oder auch nur achtzig Kilo Mais, je nach dem Marktpreis. Es war ein ausgewachsenes Schwein mittelmäßiger Güte. Ein Hidalgo, zehn Pesos, war viel Geld. Aber dieses Regiment Goldstücke, die hier auf dem Tisch aufmarschiert waren, machten keinen Eindruck auf Hacinto. Deren Wert faßte er nicht. Das war Gaukelei. Einen solchen Wert gab es nicht.

„Das sieht sehr schön aus, Senor Perez“, sagte er endlich, um der Spielerei des Licenciado eine Anerkennung zu widmen.

„Gehört alles dir, Hacinto“, Senor Perez duzte ihn plötzlich, um recht brüderlich zu erscheinen. „Das gehört alles dir und noch einmal soviel, denn das ist nur die Hälfte für die Rosa Blanca.“

Der Licenciado hätte Hacinto auch ganz gut das Geld anbieten können für das Recht, ihm das Herz aus der lebendigen Brust schneiden zu dürfen. So geschah es, daß jenes Regiment Gold für Hacinto kein Leben annahm. Es erweckte keine Träume in ihm. Regte keine Hoffnung an. Diese Säulchen hatten keine Macht über ihn und konnten keine Macht über ihn gewinnen, weil vor seinen Augen etwas Größeres stand, etwas Höheres, etwas Heiligeres.

Was er besaß, das hatte er von seinen Vätern übernommen, nicht, um es als Eigentum zu besitzen, sondern um es zu halten und es dereinst weiterzugeben an die Nach-

folgenden. Was er besaß, war ihm nur geborgt worden, war nur sein, um es für die kommenden Geschlechter zu verwalten. Seine hohe Pflicht war es, das geborgte Gut ungeschmäler weiterzugeben, wenn seine Stunde kam. Was hätte er sagen können, wenn er dereinst in den Jagdgründen der Ewigkeit seine Väter antraf und sie ihn fragen würden: „Was tatest du mit unserem Gut? Was tatest du mit dem Gut unserer Enkel und Urenkel?“ Er hätte sich vor Scham verkriechen müssen in die fernsten und dunkelsten Büsche, wo nie die Sonne hinschien und nie der Mond sein sanftes Silber dahingleiten läßt. Und was gar, wenn alle die Väter seiner Compadres kämen und ihn fragten: „Was tatest du mit unseren Söhnen und Töchtern?“

Und das würde so fortgehen bis in die urewigen fernsten Zeiten hinein. Alle dreißig oder vierzig oder fünfzig Jahre würden neue Männer heraufkommen in die grünen Jagdgründen und würden ihn fragen: Wo ist das Gut, das dir deine Väter anvertraut für uns? Sie würden ihn herauszerren aus seinem dunklen Winkel und dann wieder zurückschleudern, wenn er nicht antworten könnte. So würde es fortgehen ewig und ewig. Und niemals Ruhe. Niemals Ruhe.

Und so, während das Gold vor ihm kein Leben bekam, so bekam die Rosa Blanca in diesem Augenblick, als um sie gekämpft wurde, alles Leben. Sie nahm Gestalt an. Sie sprach zu ihm. Er hörte sie singen.

Er konnte es nicht mehr ertragen. Er stand auf und trat in die offene Tür. Dort stand er und überblickte den Hof. Der Hof sah, wie fast immer, auch heute nicht aufgeräumt aus. Jenes hatte er schon hundertmal ändern wollen und dieses. Immer, wenn er es sah, wollte er es ändern, und immer gleich darauf war es vergessen. Da in der Ecke, dicht bei dem Zaun, lag ein zerbrochenes altes Karrenrad von einem Maultierkarren, an dessen Existenz sich niemand mehr auf der Hacienda erinnern konnte. Jenes Karrenrad verfaulte langsam, denn es war aus gutem, eisenghartem Holz. Jeden Samstag sollte es fortgeräumt werden, und am Sonntagmorgen, wenn er in den Portico trat, lag das Rad noch immer in seiner Ecke. Er erinnerte sich, daß es schon dagelegen hatte, als er fünf Jahre alt war. Da hatte sein Vater gesagt: „Das alte Karrenrad kann auch verbrannt werden, der Manuel mag es heute abend zerhacken und als Holz zu den Frauen in die Küche tragen.“

Der Auftrag wurde vergessen und das Rad nicht zerhackt.

Dann hatte der Vater wieder einmal, als er es sah, gesagt: „Das Rad könnte man vielleicht zu etwas brauchen, ich werde mit Manuel reden, was er denkt, was man damit machen könnte.“



Hacinto war dann, als er acht Jahre oder so alt war, in den Speichen herumgeklettert mit der Absicht, seinen Körper geschmeidig zu machen gleich einer Schlange.

Eine Zeitlang diente es, einen jungen Coyote, den er mit anderen Jungen gefunden hatte, daran festzubinden. Der Coyote sollte gezähmt werden, um ihn als Hund zu gebrauchen. Aber eines Nachts hatte sich der Coyote von dem Strick losgebissen und war entwischt.

Dann sollte das Rad wieder einmal verbrannt werden. Dann sollte es wieder einmal mit Hilfe Manuels zu etwas anderem verwandt werden. Dann, als Jüngling, hatte Hacinto des Abends auf dem Rad gesessen und — es war in seiner Liebeszeit — von seinem Mädchen, das jetzt seine Frau war, geträumt. Hatte darauf süße Rancholieder vor sich hingesummt. Und hatte manche Nacht darauf gehockt und still vor sich hingeweint, als er glaubte, daß sie ihn nicht mochte. Hatte dann, ein wenig später, mit ihr des Nachts zusammen darauf gehockt und an zehn oder mehr Stellen Kerben eingeschnitten für die Umarmungen, die sie ihm gab, oder was es sonst sein mochte. Er wußte gut, was es war, wofür er die Kerben einschnitt.

Aber das alte zerbrochene Karrenrad lag noch immer da. Und noch immer an derselben Stelle.

Dann starb der alte Majordomo (Verwalter), der Manuel, der so oft den Auftrag erhalten hatte, das Rad zu zerhacken oder es zu etwas anderem zu gebrauchen.

Jedoch das Rad ließ sich durch den Tod nicht stören. Es lag da und lag da.

Und nun seit Jahren, jeden Samstag, wenn der Hof aufgeräumt wurde, gab Hacinto den Befehl, daß das Rad endlich einmal beseitigt würde. Und jeden Sonntagnachmorgen, wenn er in den Portico trat und nach dem Wetter sah, lag das Karrenrad noch immer da. Bis zum nächsten Sabado. Aber am Sonntag würde sicher etwas auf dem großen Hof gefehlt haben, hätte das Karrenrad nicht noch immer dagelegen.

Und so lag es auch jetzt da. Friedlich, gemütlich, unverfroren, ausdauernd und selbstbewußt und wartete auf das endliche Verfaulen. Sein ältester Junge, Domingo, saß jetzt oft allein und weltverloren auf dem Rad und schnitt gelegentlich Kerben ein, wie er, der Vater, wohl bemerkte. Er wußte auch, wer das Mädchen war. Was er jedoch am besten wußte, war, daß jenes Karrenrad immer noch daliegen wird, wenn er eines Tages abgerufen werden wird. Denn das Rad war kein lebloses Stück alten verwitterten Mahagoniholzes. Das Rad war ein Symbol. Ein Symbol der Rasse. Das Karrenrad war zeitlos geworden.

Hacinto blickte zur Seite, und dort hockte Emilio, der Junge der Cociera, der Köchin. Er hockte da auf dem Erdboden, hatte vor sich einen Schilfkorb stehen und körnte die Maiskörner mit Hilfe eines schon ausgehöhlten Korbens. So, genau so, wurde der Mais hier schon entkörnt vor fünftausend Jahren, mehr, vor zwanzigtausend Jahren. Eine Entkörnungsmaschine, die in fünf Minuten mehr auskörnte als der Junge in zwei Stunden, kostete sechzig Pesos oder gar nur fünfundvierzig. Sie sollte schon gekauft werden, als der Vater noch lebte. Hacinto hatte sie schon hundertmal kaufen wollen. Aber vielleicht geht es auch noch eine Weile ohne sie. Es ist ja fünftausend Jahre so gegangen. Warum denn nun mit einem Male so plötzlich? Der Emilio hat ja sonst sowieso weiter nichts

zu tun und geht doch immer nur Kaninchen jagen. Kann auch gut Mais auskernen. Bekommt kräftige Hände und Finger davon. Kann ihm nur nützlich sein im Leben.

Drüben, in der Nähe des Zaunes, der den weiten Hof umfriedigt, steht Margarito, der Majordomo der Hazienda, und doktert zwei Mules, die sich infolge ihrer Trägerarbeit den Rücken durchgescheuert haben. Er wäscht die Wunden mit schwarzer Seife und heißem Wasser sorgfältig aus und singt dabei.

Er singt das uralte Rancholied von dem schönen Indianermädchen, das einen Indianerburschen liebte, ach so sehr, so sehr liebte. Aber dann kam der Mexikaner mit großem roten Hut und schwarzen silbernen Sporen herangesprengt, ach so sehr stolz, so sehr stolz, herangesprengt auf einem weißen Roß, ach so sehr, so sehr weißen Roß herangesprengt. Und der stolze herrische Mexikaner auf weißem Roß und mit silbernen Sporen machte honigsüße Worte, ach so sehr süße Worte, so sehr süße Palabras. Und er verführte das Indianermädchen, das ach so sehr, so sehr in Furcht war vor dem stolzen Mexikaner in dem großen roten, ach so sehr großen roten Hut. Und endlich bekam das

dem Jungen, und Juana, dem ältesten Mädchen. Die Vaterschaft des Margarito ist nicht ganz klar. So wird wenigstens getan. Aber auf der ganzen Hazienda weiß man, und jedem, der es wissen will, wird es erzählt,



Indianermädchen ein kleines Kindlein, ach ein so ganz kleines, so sehr kleines Kindlein; und das Mägdelein, die Mamacita tan morena, starb mit ihrem kleinen Kindlein heimlich in dem tiefen, so sehr tiefen Busch, und eine blaue Blume fiel auf ihr Grab, das die Ameisen ach so sehr geschäftig, so sehr geschäftig über das tote Mägdelein gebaut hatten.

Während nun Margarito die hundertzwanzig Strophen, oder wie viele es sein mögen, singt — Hacinto hört in seiner Seele das ganze Lied in einer Viertelstunde, denn auch er kennt es und hat es gesungen in seiner Liebeszeit — während Margarito singt und mit Andacht und Inbrunst die Reime schmelzend wiederholt, unterbricht er sich zuweilen und schreit auf die Mules ein: „Caramba, zum Donnerwetter, du Cabron, du himmelt Gottverfluchter verfukker Hurensohn, steh endlich still, oder ich trete dich wahrhaftig, bei der heiligsten allerreinsten Himmelsjungfrau, por santa Purissima, doch noch in den verfluchten Ursch, du stinkiger Sohn einer alten Hure.“

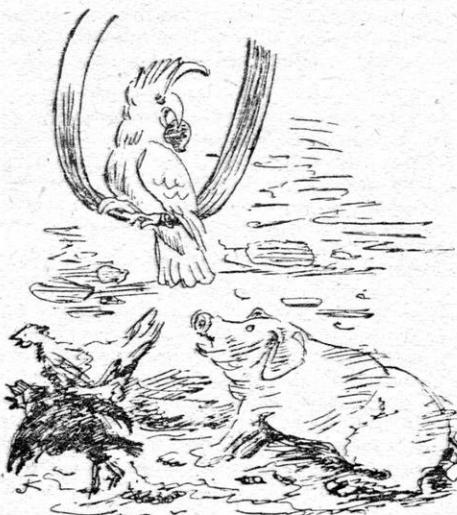
Hacinto ist Compadre des Margarito, er ist Padre aller seiner Kinder, und der Vater des Margarito ist Padre zu zwei Kindern, zu den beiden ältesten des Hacinto, zu Domingo,

daß der Vater des Hacinto auch der Vater des Margarito ist. Margarito selbst hält diese Tatsache für wahrscheinlich. Jedenfalls streitet er sie nie ab. Und seine Mutter, die noch lebt und auf der Hazienda die Hühner versorgt, sagt weder ja noch nein. Sie ist weder stolz darauf noch beschämmt. Wenn ihr Gott die große Gnade erwiesen, sie mit Kindern zu segnen, so ist es an sich gleichgültig, wer der Vater ist. Der Vater wird von Gott geschickt als Mittel zum Zweck. Alimentationsfragen entstehen nicht, denn es wächst Mais und es wachsen Bohnen auf der Hazienda, in Fülle, und jeder, der da lebt, hat ein Anrecht an den Mais und an den Bohnen und an den Hühnern und an den Schweinen. Ob da zwanzig Kinder mehr essen oder fünfzig Kinder, die sich auf die Familien verteilen, und wo der Vater es als Ehre und Gnade des Himmels betrachtet, wenn er Vater sein darf, auch wenn er es gar nicht ist, das alles sind keine wichtigen Dinge. Der Patron der Hazienda sieht gar nicht hin. Die Kinder, alle Kinder, sind vom Himmel gesandt, und darum haben sie ein Recht zu leben. Wäre da kein Vater, dann ist immer der Patron der Hazienda da, der die Kinder ernährt, ernähren muß nach indianischem Gesetz, und auch freudig ernährt, ob Gesetz oder nicht Gesetz. Gesetze, die nicht im Blut sind, haben ja doch keinen Wert.

Und Hacinto sieht hinüber zu den verstreuten Hütten und schiefen Adobehäusern, wo sie alle wohnen, die Nachkommen jener, die mit seinen Vätern hier lebten. Ein kleines Volk, aber ein echtes Volk, mit echtem König. Wo der König nicht Herrscher ist, wo der König nicht in Luxus lebt von dem, was sein Volk für ihn erackt, wo der König nichts ist als Verwalter, als Ratgeber, wo seine ganzen Rechte als König darin bestehen, für das Wohlergehen derer verantwortlich zu sein, die ihm von seinen Vätern anvertraut wurden, anvertraut nicht als Untertanen, sondern als Gleichberechtigte, die in Jahrtausenden von Erfahrungen sich darauf geeinigt haben, daß eine Familie das Land des Volkes verwaltet, um zu vermeiden, daß nach dem Tode des Oberhauptes der Familie die Männer des Stammes in einen blutigen Kampf eintreten, um das Recht zu erkämpfen, wer Verwalter und

Führer für die nächste Generation sein soll. Für solche Kämpfe haben die Leute keine Zeit, und sie haben keine Zeit, den Haß zu besänftigen, der nach solchen Kämpfen im Volk zurückbleibt. Die Stiere machen es so in den Viehherden. Aber die Indianer betrachten sich ja nicht dem Vieh gleich. Solche kleinen Völker werden immer nur dann in ihrer Ordnung und in ihrem uns primitiv erscheinenden Aufbau und Zusammenhalt gestört, wenn eine Sippe oder ein Stamm von Städtern, von Städte-Erbauern auf den Plan tritt. Städte müssen Menschen in Massen aufsaugen, um bestehen und sich entwickeln zu können. Und da diese Massen viel weniger Land bewohnen als unbedingt nötig ist, sie zu ernähren, brechen sie in Völker ein, die mit der Erde unmittelbar verwachsen sind, und bauen eine Ordnung auf, in der der Städter zum Tyrannen und der Bauer zum Heloten wird (Heloten gleich Sklaven im alten Sparta).

Aus den Hütten qualmte der Rauch der Herde durch die immer offene Tür und durch die Ritzen der Wände. Vor einigen Hütten knieten die Frauen vor dem Metate und rieben den Mais. Die Schweine, die Hühner, die Truthühner, die Esel, die Vögel und Tiere des Busches und Dschungels, die gezähmt waren und sich an das Haus gewöhnt hatten, kleine Rehe, Waschbären, Hunde und Katzen liefen auf dem Hof herum, drängten sich dicht an die Indianerin, die vor dem Metate hockte. Wenn sie sich ein wenig aufrichtete, um sich den Schweiß aus der Stirn zu wischen, so warf sie vielleicht einen Brocken des Maisteiges zwischen die hungrigen Gäste des Hofs, die einen wilden Kampf darum begannen. Dann lachte die Frau und ging wieder mit frischen Kräften an die Arbeit. An die Arbeit, die eine Handmühle in drei Minuten schafft und an der die Indianerin eine Stunde sitzt und alle Kräfte daran wenden muß, die sie in sich hat. Aber die Handmühle kostet fünfzehn Pesos, und was hätte man mit der übrigen Zeit anfangen sollen, wenn man die Maza in fünf Minuten fertig hat! Es war aber ein großes Vergnügen, alle die Tiere, um sich zu haben und alle die Kinder dazwischen. In den drei Minuten an der Handmühle konnten die Tiere sich nicht versammeln, konnten die Kinder nicht mit den Tieren herumjagen und herumkreischen, konnte man nicht soviel sehen und so viel erleben. Wenn man sah, wie der Waschbär auf die Katze losging oder der Hund vom Truthahn verdreschen wurde, das war Leben. Die Handmühle war kein Leben, kein Lachen und man konnte dem Mann, wenn er vom Feld hereinkam, nichts erzählen, daß auch er lachen mußte. In einem alten aufgehängten Färbereien, bei einer anderen Hütte saß ein Papagei. Er war nicht angebunden und verübte die tollsten Streiche gegen die Kinder, gegen die Katzen, gegen den Hund, gegen die Schweine. Wenn er während des Essens dann auf seinem Brett saß und seine zwei Tortillas bekam, so aß er nur wenig von den Tortillas. Er ließ die meisten Stückchen herunterfallen für ein bestimmtes Schwein, welches er bevorzugte. Es war ein kleines wildgraues, häßliches Schwein. Aber Loro, der Papagei, liebte es. Er ließ die Stückchen nur dann fallen, wenn jenes Schwein unter dem Brett stand. War ein anderes dort oder tiefen Hühner herum, um etwas aufzuschnappen, so ließ der Papagei nichts herunterfallen. Das Schwein, das so geliebt wurde von dem Papagei, sah zu ihm auf, wie zu einem Gott, der Welten verschenkt. Die Familie, die in dieser Hütte wohnte, hatte das tausendmal gesehen; aber jeden Tag zu Mittag kamen die Kinder heraus, oder auch der Vater oder die Mutter, um es immer wieder zu sehen. Sie konnten es nicht oft genug sehen. Wenn ein anderes Schwein



den Brocken erwischte, den der Papagei für seinen Günstling hatte fallen lassen, dann schrie der Papagei, wie besessen: "Cochino! Cochino! Schwein! Schwein!" Es war das einzige, was er neben "Como estás?" — "Wie geht's?" sprechen konnte. Hacinto, während er auf der Veranda stand, hörte das Kreischen "Cochino, Cochino". Er kannte es, kannte den Papagei, kannte die Familie, kannte alles, alles. Das kreischende Geschrei des schimpfenden Papageis kam zu ihm nicht als ein einzelner Laut, es kam zu ihm nur als ein Ton, als eine Note in den hunderttausend Tönen des ewig gleichen, vertrauten und heimatlichen Singens der Rosa Blanca. Alle Geräusche, alles Lärmen, das Blöken der Kühe, das Grunzen der Schweine, das Gackern der Hühner, das Krähen des Hahnes, das glücksende Belfern des Truthahns, das Juchzen der Kinder, das winselnde Wimmern der Säuglinge, das gelegentliche Beilen der Hunde, das Klatschen der Tortillas in den Hütten, das Summen der Fliegen, das Geschwätz und Geschnatter der Frauen in der Küche seines Hauses, das Fluchen und Sichverschwören des Margarito, der die Mules dokterte, das Quiaken des Hintertores, das in diesem Augenblick geöffnet wurde, das Blöken eines Jungen, dem seine Mutter eins hinter die Ohren zu wischen schien, weil er einen Krug zerbrochen hatte, das Geigen der Zikaden und Grillen, das leise Läuten der sonnendurchfluteten Luft über ihm, alles das vermischt sich zu einem einzigen geschlossenen Gesang der mexikanischen Hacienda. Hier der besondere Gesang der weißen Rose.

Von den Feldern kamen die Männer gemächlich schlendernd heim zum Essen. Sie trugen die Machete in der Hand und Hacken über der Schulter. Einige rauchten. Einige



pfiffen. Die Jungen, die mit ihren Vätern draußen gewesen waren, häschten sich gegenseitig und grölten. An der Kapelle war die Tür mit frischem Grün geschmückt für die Fiesta am nächsten Sonntag.

Die Condor-Oil-Company versuchte nun durch die mexikanische Regierung in den Besitz der Hacienda zu kommen. Der Gouverneur von Vera Cruz reiste selber hin, um zu erfahren, aus welchen Gründen der Indianer nicht verkaufen wollte.

Er blieb zwei Nächte und einen halben Tag auf der Hacienda, aß mit Hacinto am gleichen Tisch dasselbe schlichte Essen, das Hacinto aß, schlief in dem Bett, das man ihm anbieten konnte und dessen Matratze nur Bretter waren, über die zwei der üblichen Petates, Schilfmatten, gebreitet waren. Mehr konnte ihm die Rosa Blanca nicht anbieten, denn mehr hatte sie nicht, mehr hatte sie seit mehreren hundert Jahren nicht gehabt, mehr wollte sie nicht haben; denn sie war vollkommen glücklich in dem, was sie hatte. Der Gouverneur besuchte mit Hacinto und Margarito alle Familien, die auf der Hacienda wohnten, ging in alle Hütten, sprach mit allen Leuten, hätschelte alle Kinder, nahm das eine und das andere auf den Arm, gab ihnen Zuckerwaren und kleine Geldmünzen. Wenn er eine Hütte verließ, folgte ihm die ganze Familie nach. So ging es von einem Haus zum andern, bis er, bei der letzten Hütte angelangt, alle Familien der Hacienda mit allen Kindern, Hunden, Eselsfüllen und Schweinen hinter sich hatte. Niemand auf der ganzen Hacienda, auch Hacinto nicht, auch Margarito nicht, ermüdete ihn damit, nach jedem zweiten Wort Senhor Gouverneur zu sagen, niemand sagte ihm ein schmeichelhaftes Wort, niemand haschte nach einer Gunst, niemand strengte sich an, ihn lächeln zu machen.

Aber in jeder Hütte, wo er eintrat, kam ihm der Hausvater entgegen, wenn er nicht schon vor der Tür gestanden hatte, neigte den Kopf und sagte schlicht: "A sus ordenes, Senhor, ich stehe zu Ihren Diensten, das Haus, in dem Sie sich befinden, ist Ihr Haus." Die Frau des Hauses, immer ein nacktes Kind auf dem Arm, pflückte sofort Blumen und gab sie einem der größeren Kinder, die nackt und halbnackt umherliefen, damit es die Blumen dem Gouverneur überreiche. Dann ging der Gouverneur, gefolgt von allen in einem Haufen, über die Felder der Rosa Blanca, betrachtete sich den Mais, das Zuckerrohr, die Orangen- und Zitronenpflanzung, die Trapiche, in der das Zuckerrohr ausgepreßt wurde, das Baumwollfeld, die Papaya-Pflanzung (Papaya = Obstbaum mit melonenähnlichen Früchten), die Bananenpflanzung, die Weide, wo die Esel waren, die Kühe, die Mules, die Pferde. Auch den Papagei, der ein häßliches Schwein zum Freunde hatte und sich mit den anderen Schweinen herumzankte, mußte er sehen. Alles, was zu sehen war, sah er sich an. Sah sich alles so an, als ob er in den Ferien wäre und nirgendwo in der Welt ein Amt zurückgelassen hätte, das viele Sorgen bereitet, viel Arbeit mit sich bringt, viel Neid hervorruft und wenig Freude bringt.

Der Gouverneur war in einer Großstadt aufgewachsen. Er hatte immer nur in der Großstadt gelebt. Hatte in Mexiko City studiert. War zuweilen von Freunden eingeladen worden auf die Haziendas der reichen Mexikaner, die gleich Lords auf ihrem Besitztum leben, meist jedoch mehr Großstädter sind und mehr Wochen im Jahr in Mexiko, Puebla, in Queretaro oder in San Luis Potosi als auf ihrer Hacienda, deren Leitung sie ihrem Majordomo überlassen, sind.

Zum erstenmal in seinem Leben war er nun auf einer Hacienda, deren Besitzer Indianer waren und wo alle Menschen, die dort lebten, Indianer waren.

Es geschah ganz unerwartet, daß in ihm sich plötzlich der Indianer regte, der in seinem

Blute war. Denn obgleich er gebildet war wie ein gebildeter Amerikaner, obgleich er gekleidet war, wie jeder amerikanische Großstädter, obgleich er lebte wie jeder zivilierte Mensch in seiner Großstadt lebt, so war seine Hautfarbe, die Farbe und die Schwermut seiner Augen, die Farbe und Strähnigkeit seines Haares doch so durchaus gleich Hacintos, daß sie waren als hätte sie beide dieselbe Mutter geboren. Das weiße Blut, das er von einem spanischen Vorfahren in seinen Adern hatte, war nicht stark genug gewesen, auch nur einen Schimmer in ihm zu zeigen. Die Ur-Rasse des Kontinents war so mächtig, daß sie alles fremde europäische Blut, das in ihm war, aufgesogen hatte, wie sie alles fremde Blut nach und nach aufsaugt, das hier geboren wird. Denn das fremde Blut unterliegt ja nicht nur dem Einfluß des indianischen Blutes durch Mischungen bei der Zeugung, sondern es unterliegt auch denselben Einflüssen des Klimas, des Wassers und der Nahrung, die in Jahrtausenden die Eigenheit und Einzigkeit der indianischen Rasse schufen.

Und weil der Indianer in ihm sich regte, sich geltend machte unter dieser Umgebung, darum begann er, mit den Indianern jetzt und hier zu fühlen und zu empfinden. Dinge, die er vorher nicht verstanden hatte, begann er jetzt in seinem Gefühl und in seiner Seele zu verstehen.

Als er zu Licenciado Perez von der Heimat und den Heimatrechten der Leute auf der Rosa Blanca geredet hatte, da sprach er rein theoretisch von der Heimat. Etwa so wie von Heimat in Gesetzesparagraphen geredet wird, durch die Nationalität und Staatsangehörigkeit von Individuen festgelegt werden soll. Heimat war dann ein allgemeiner Begriff, der sich durch Dokumente ausdrücken ließ, durch Auszüge aus dem Geburtsregister bestätigt und begrenzt wurde. Eine rein zufällige Sache, die durch den Wohnwechsel der Eltern und auch durch absichtliche und unabsichtliche Fehler in den Registern beeinflußt werden konnte.

Hier nun aber sah der Gouverneur den Begriff Heimat von einer Seite aus, die ihm bisher fremd gewesen war. Diese Heimat konnte durch Gesetze, durch Register weder bestimmt noch beeinflußt werden. Diese Heimat war etwas, das den Menschen schuf. Diese Heimat war eine Angelegenheit der Seele. Den Großstädter sowie auch viele Bauern und Farmer kann man in eine andere Großstadt oder auf eine andere Farm versetzen, und sie sind sofort wieder daheim. Aber hier waren die Menschen so eins mit der Erde, daß sie aufhörten Mensch zu sein, wenn sie aus dieser Heimat entwurzelt wurden.

So kam der Gouverneur, aus seinem indianischen Blute heraus, zu der Überzeugung, daß kein Öl auf der Erde, kein Automobil, kein Dieselmotor wertvoll genug sei, dagegen Heimat auszutauschen. Öl und Automobile und Flugmaschinen sind schöne Dinge, die dem Menschen viel Nutzen und viel Erleichterung in seiner Arbeit bringen; aber was bedeuten dem Menschen, insbesondere diesen Menschen hier, Öl und Motoren, wenn sie ihn in seinem Wesen und in seiner Seele viel ärmer machen als er es ist mit der Heimat, die ihm Inbegriff alles dessen ist, was Freude, Glück, Zufriedenheit, Ruhe, Lebenssicherheit, Liebe, Poesie, Kunst, Religion, Gottheit, Paradies sind.

Wir alle, wir Armen, wir freuen uns an der Maschine, am Flugzeuge, am Radioapparat, am Fernkino nur darum, weil wir unsere Heimat verloren haben. Der Verlust unserer Heimat ließ uns kalt, stumpf und zerrissen zurück. Um uns zu betäuben, um unseres

Schmerzes, unseres Verlustes uns nicht bewußt zu werden, darum brauchen wir Gasolin, das uns Schnelligkeit vorzaubert, damit wir rascher fliehen können vor uns selbst und vor unseren Herzensnöten.

Das alles kam hier jetzt dem Gouverneur zum Bewußtsein. Weil er indianisches Blut hatte und in seinem Blut der Heimat noch näher stand als der Weiße, der seine Heimat seit Jahrtausenden verloren hat und seitdem rastlos in der Welt umherflitzt, immer getrieben und gehetzt, niemals Zeit habend, niemals Zeit gewinnend, ob er Eisenbahnen baut oder Expresszüge, oder ob er Flugzeuge baut oder drahtlose Telephone. Er wird immer rastloser, immer gehetzter, hat immer weniger Zeit, je mehr er auch erfindet, um Zeit zu gewinnen. Gejagt von einem Kontinent zum andern, von Asien nach Europa, von Europa nach Amerika, von Amerika wieder nach Asien. Dann Kriegszüge und Weltkriege, um neue Heimat zu finden. Und alle seine Wissenschaftler versuchen vergebens, zu finden, wo die Heimat der Weißen ist.

Und der Gouverneur sprach mit Hacinto und Margarito und mit den übrigen Männern. Sprach mit ihnen, als hätte er sie gekannt seit zehntausend Jahren. Er verstand alles, was sie sagten, und er begriff alles. Begann sich mit ihnen zu duzen. Trank mit ihnen Tequila und Habanero aus derselben Flasche, die von Mund zu Mund ging. Er, der Indianer, hatte heimgefunden, hörte zum erstenmal seine Seele zu ihm sprechen, hatte zum erstenmal in seinem Leben das Bewußtsein, daß er zu Hause sei, war zum erstenmal in seinem Leben wahrhaft glücklich, zufrieden und eines unbekümmerten Mutes, der keine Furcht vor Sorgen kennt. Er zog die eleganten braunen Schuhe von den Füßen und ließ sich von Hacinto ein paar alte Sandalen geben. Zog den Rock aus, knöpfte den Kragen ab, steckte den Kopf durch den Schlitz der Tilma und warf sie sich über. Drehte sich Zigaretten aus Maisblättern. Ab Tortillas und Frijoles. Schälte das Fleisch von den gebackenen Hühnchen mit den Fingern ab und tunkte es mit den Fingern in die rotbraune Mole. Nahm nach Indianerart das Salz prisenweise mit den Fingern auf und schob es so in den Mund. Biß große Stücke von der grünen Chile ab und trank den Kaffee schwarz und gesüßt mit braunem rohen Zucker, der auf der Hacienda selbst gemacht wurde.

Der Gouverneur mußte alle Pferde reiten, um zu sagen, welches das beste sei.

War der Gouverneur in der Stadt mit seinen Freunden zusammen und wurde nicht über Politik geredet, dann wußten meist nach einer Weile weder er noch seine Freunde, was man reden sollte. Und weil man keinen Unsinn reden und keinen Klatsch austreten und ausstänkern wollte, fanden sich der Gouverneur und seine Freunde immer recht hilflos. Dann mußte man sich mit Dominolötzchen helfen oder mit Schach oder mit Billard oder mit Karten; weil man nicht wußte, was man mit sich oder mit seinen Freunden beginnen sollte und man doch auch nicht ganz und gar verduseln wollte.

Hier, auf der Rosa Blanca, kam dem Gouverneur auch nicht für eine Minute der Wunsch nach Domino und Karten. Er saß mit Hacinto und Margarito in den Schaukelstühlen in dem Portico.

Alle Männer der Hacienda waren da. Einige saßen auf der Holztreppe, die vom Portico in den Hof führte, andere hockten auf dem Erdboden vor der Treppe, wieder andere hockten in dem Portico, auf dem Fußboden aus dicken Bohlen, andere saßen auf dem

Geländer des Portico, und wieder andere lehnten sich gegen die Säulen. Sie mischten sich nicht in das Gespräch, das die drei Männer, die in den Schaukelstühlen sich wiegten, führten. Sie hörten nur zu, um zu hören und zu erfahren. Zuweilen flüsterte der eine der zuhörenden Männer zu einem anderen. Zuweilen rief Hacinto oder Margarito einen der Männer herbei, um ihn etwas zu fragen, was sich auf das Gespräch bezog, eine Auskunft über das Gespräch, über das Vieh, über die Familie und was es so gab im Leben der Hacienda.

Die Dingé, die der Gouverneur mit Hacinto und mit Margarito besprach, waren so einfach, wie Dinge überhaupt nur sein können. Sie sprachen über Mais, über Zucker, über Salz, über den Preis für Kühe und Schweine, über Holz und Wald, über gutes und schlechtes Weideland, über den Ertrag anderer Haziendas, über die Zahl der Kinder, die einzelne Familien hatten, über Krankheiten



des einen Mannes oder seiner Frau, über Kurmittel für Kühe, Pferde und Mules, über die Beschaffenheit der Wege in der Nähe, über weite Entfernung der Schule für die Kinder, die nur unregelmäßig die Schule besuchten, über die Tatsache, daß Hacinto noch in demselben Jahr eine Schule bauen wollte auf der Hacienda und daß er den Lehrer bezahlen werde, über Wetter, über die Menge des Regens, über Trockenheit, über die Tiger, die im Busch herumfauchten und zuweilen ein Kalb oder eine Ziege fortschleppten, über Moskitos, über Henequen (= hanfartige Faserpflanze), den zu bauen man angefangen habe und von dessen Fasern man jetzt auf der Hacienda alle Leinen und Lassos selbst anfertige und sogar schon überschüssige Ware verkaufte, und was es sonst so an Vorgängen und Geschichten auf einer großen Hacienda gab. Mit keinem Wort redeten die Leute von Politik. Ob Don Manuel oder Doñ Justo Präsident der Republik war, darum kümmerte sich hier kein Mensch, ob die Amerikaner in die Republik einmarschieren wollten oder ob sie in den Häfen von Nikaragua mit Panzerschiffen protzten oder dort Kanonen abfeuerten, das war für die Menschen hier ohne jedes Interesse. Ihre Heimat war nicht die mexikanische Republik, ihre Heimat war die Weiße Rose; und Dinge, die sich nicht auf die Rosa Blanca bezogen, existierten nicht für die Leute.

Dennoch, trotzdem es erschien, als hätten die Männer keine weiteren Interessen über ihre enge Heimat hinaus, so waren ihre Reden zuweilen so voll Weisheit und Philosophie, daß der Gouverneur mehr als einmal aufhorchte und im Vergleich so viele

Meinungen, die er anderswo gehört hatte, recht nichtig und unbedeutend fand, nicht wert, über sie nachzudenken.

Hier mußte er immerwährend denken. Eine völlig neue Welt eröffnete sich vor ihm. Eine Welt, von deren Existenz er nichts gewußt hatte, obwohl er glaubte, alles studiert zu haben, was es auf Erden und in Büchern gab. Alles war hier einfach und natürlich. Alles ließ sich sofort verstehen, weil alles in natürlichen Dingen und Vorgängen wurzelte. Nichts erschien kompliziert. Nichts war umkleidet und verkleidet von Paragraphen, Formeln und Entscheidungen in Parlamenten und in Obergerichtshöfen. Hier waren keine Gesetze, keine Katechismen, keine Statuten, keine Parteiprogramme. Und trotzdem lebten die Menschen hier, und trotzdem ging alles seinen Lauf. Nirgends war ein Zusammenstoßen, nirgends ein Verwirren, nirgends eine Unklarheit. Die Frauen bekamen alle viele Kinder. Für alle war Nahrung vorhanden, und alle wuchsen heran, wenn sie die ersten Jahre überstanden hatten. Hier gab es keine Probleme. Hier gab es keine sozialen Fragen. Hier gab es weder Arme noch Reiche, weder Ausbeuter noch Sklaven. Und wenn es wirklich Streit gab, so wurzelte er in so einfachen Ursachen, daß er mit einem Worte Hacintos geschlichtet werden konnte und so entschieden wurde, daß alle seine Entscheidung als die einzige und die richtige anerkannten. Es gab hier keine Ungerechtigkeit, weil die Gerechtigkeit natürlich und selbstverständlich war. Denn niemand dachte über Gerechtigkeit nach, weil Begriffe von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit hier völlig fehlten und sich nicht entwickeln konnten.

Am Abend, als die Nacht schwarz war, wurde auf dem altärähnlichen Block von Steinen, der in der Mitte des Hofes war, ein großer Haufe Holz angezündet, der den weiten Platz des Hofes der Hacienda erleuchtete. So wurde es getan seit vielen hundert Jahren.

Dann kamen die Familien zum Tanz. Einige Männer der Hacienda spielten auf Geigen, Gitarren und Flöten die Tanzmusik. Es wurde zu den Tänzen meist gesungen von

denen, die nicht musizierten, und von denen, die nicht tanzten.

Um Mitternacht oder so begannen alle Männer und Frauen zu singen, ohne dabei zu tanzen. Und dann sangen sie ihre Nationalhymne, das Lied ihrer Heimat, den Gesang des heimatlichen Ranchos, das Lied von der Weißen Rose, die nahe der Harra-
rana so traurlich und friedlich blüht seit einigen Zeiten her:

Wenn ich einst verwelken muß,
Weiße Rose, du sollst blühen,
Und mein letzter Lebenshauch
Ist für dich mein Abschiedskuß.

Die Leute standen eine Weile still, vom flackernden Feuer des Altars beleuchtet. Dann begannen sie aus drängendem Gefühl, den letzten Gesang noch einmal zu wiederholen, begleitet von der schlichten Musik der Gitarren, Geigen und Flöten:

Cuando ilame la muerte a mi,
Pensare en ti mi Rosa Blanca,
Y mi ultimo suspiro
Lieve dulces besos para ti.

Hacinto und Margarito hatten das Lied mitgesungen. Den letzten Sang, als er wiederholt wurde, sang auch der Gouverneur mit. Und als er sang, dachte er, daß diese Hymne ebenso schön sei wie die Nationalhymne des mexikanischen Volkes. Und er dachte, daß ihr eigenes Lied den Leuten mehr sagte als die strahlend schöne Hymne der Republik, die zwar süß ist und feurig zugleich, aber doch nicht den Frieden dieses schlichten Gesanges hier atmet, denn die beginnt mit einem schmetternden Kriegsgeschrei, der alle Söhne und Töchter der Republik auffordert, ihr schönes Land gegen den Feind, der es zertreten will, zu verteidigen. Hätten die Mexikaner als Volk die brüderliche Liebe, die jene Menschen hier auf der Rosa Blanca vereint zu einer Familie, so brauchten sie weder Amerikaner noch Briten zu fürchten; weil sie dann sicherer wären als mit Soldaten und Geschützen. Denn kein fremdes Kriegsheer kann weit in mexikanische Erde hineinkommen, wenn es keine Verbündeten unter den Mexikanern selbst finden kann. So war es, als Cortez (Eroberer Mexikos, 1519—1521) in Mexiko einmarschierte, so war es, als MacMahon in das

Land einzog, und so war es, als die Amerikaner nach Chapultepe und siebzig Jahre später nach Vera Cruz kamen. Der Feind des mexikanischen Volkes, sein größter Feind, sitzt im Lande und nicht draußen. Das dachte der Gouverneur, als das Heimatlied endlich verklungen war und die Leute wieder zu tanzen begonnen hatten. Der Tanz dauerte bis zum ersten Aufleuchten der Morgensterne.

Der Gouverneur tanzte mit den Frauen und Mädchen. Er vergaß Bälle, Parlamentsreden, Regierungsgeschäfte und Oil-Companien. Alles das hatte aufgehört, in der Welt zu existieren. Es waren nur noch in der Welt: Tanz, Musik, süße Lieder. Es waren nur noch auf Erden beleuchtet von einem rotgelben



flackernden Feuer, weißgekleidete Männer und Frauen in bunten Röcken und weißen Jacken, reich bestickt mit roten, grünen, gelben Blättern und verzierten Ranken. Es gab nur noch lachende, tanzende, schwitzende Frauen mit schweren schwarzen Augen, mit nacktem braunen Hals und nackten braunen kräftigen Armen. Nur noch Frauen mit glänzenden, freudigen Augen und mit leuchtenden Blumen und roten Wollbändern in das tief schwarze Haar geflochten.

Es war nur noch Singen in der Welt, nur noch Freude, Sorglosigkeit, Zufriedenheit, Sicherheit, ein lodernches Feuer auf einem Steinaltar. Und Heimat. Und Heimat, nichts als Heimat.

B. TRAVEN

Wir können von diesem Schriftsteller kein Bild bringen, denn er hat sich nie zu erkennen gegeben, so sehr man sich auch bemühte, das Geheimnis um seine Person zu ergründen.

„Wichtig ist meine Arbeit, ich selbst bin unwichtig, denn ich bin bloß ein einfacher Arbeiter“, so schrieb er in den dreißiger Jahren an die Büchergilde, die seine Bücher veröffentlichte. Es versteht sich, daß seine Bücher unter Hitler verboten wurden, denn sie prangern die herrschende Unordnung unserer Gesellschaft an. Als in Deutschland sein erstes Buch „Das Totenschiff“ erschien, das gleich ein großer Erfolg war, da wußten die Freiheit- und Rechtliebenden: Ein neuer großer Schriftsteller ist zu uns gekommen, einer, der mit der Waffe

des Geistes Helfer ist in unserem Kampf, der unsere Sprache spricht, dessen Herz mit uns fühlt, der Mut erweckt, mit einer Stimme, die fröhlich klingt, weil es schön ist, aus der dumpfen Duldung der Unterdrückung in die helle Arena des Kampfes zu treten, in der eine Welt der Wahrheit und der Schönheit zu gewinnen ist, in der der arbeitende Mensch nicht mehr der Brutalität kapitalistischer Methoden unterworfen ist, sondern in der er sein Leben frei gestalten kann, in der die menschliche Freiheit nur beschränkt ist vom Recht des Nebenmenschen auf Freiheit.

Ob er uns den amerikanischen Matrosen schüttelt, der, weil er keine Papiere hat, von einem Land ins andere geschoben wird, bis er schließlich als Kohlenträmer auf einem Totenschiff endet (es hat ja nicht nur eines dieser Totenschiffe gegeben, die über die sie-

ben Meere fahren, die versinken sollen, versinken mit den lebenden Menschen, damit die Schifffahrtsgesellschaften die Versicherungsprämien einstecken können), ob er uns im „Karren“ eine der zartesten und eindringlichsten Liebesgeschichten erzählt, ob er in den „Baumwollpflückern“ erzählt vom Gesang der Hirten, die in der Nacht eine Herde, die in Angst und Schrecken geraten ist, in den Schlaf singen, immer steht daneben, manchmal nur leise angedeutet: Ihr, die Unterdrückten, ihr könnt das Gesicht dieser Gesellschaftsordnung ändern, wenn ihr solidarisch seid, wenn ihr keine Angst habt vor dem Kampf, in dem ihr euer Menschsein voll und ganz gewinnen könnet.

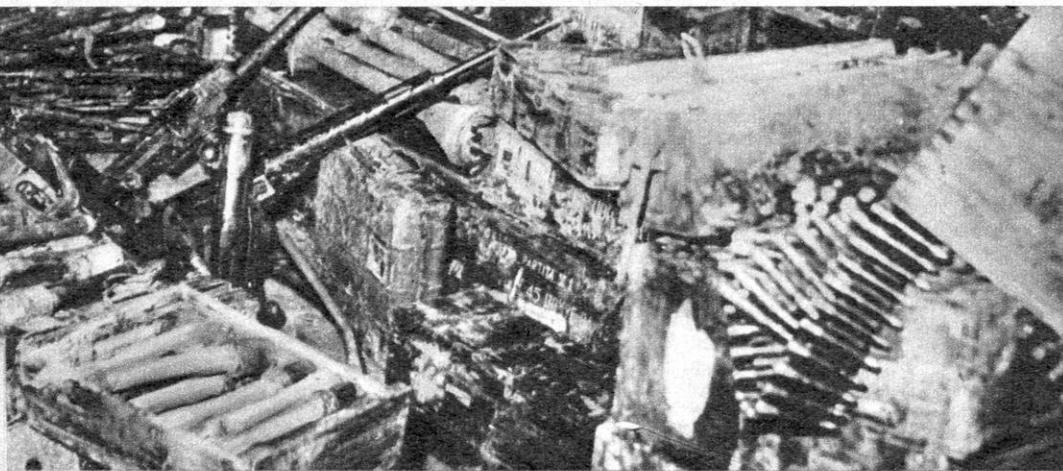
Hoffen wir, daß uns Travens Bücher in Deutschland bald wieder zur Verfügung stehen.

Hans Dohrenbusch



Land und Meer sind noch von Sprengkörpern verseucht. Fast täglich lesen wir die Nachrichten, daß da ein Dampfer auf eine treibende Mine lief, dort ein paar ahnungslose Kinder mit einem Sprengkörper spielten, den sie gefunden hatten — und zerrissen wurden, daß plötzlich im Schrott ein Sprengkörper explodiert und die Menschen tötet, daß noch eine Zeitmine explodiert, daß ein harmloser Spaziergänger durch den Wald geht und auf eine Mine tritt. Und wahrscheinlich werden wir noch lange Jahre solche Nachrichten

lesen, ehe Land und Meer gesäubert sind. Uns sollten solche Unglücke nur den Willen stärken, nicht nachzulassen in unserem Kampf für friedliche Verständigung der Menschen. Dafür zu sorgen, daß die Sprengkörper des Hasses, der Verantwortungslosigkeit, der Verhetzung und Verachtung anderer Menschen aus den Köpfen und aus der Politik verschwinden. Dann werden wir auch nicht durch die sinnlose Vernichtung von Menschenleben täglich erschüttert werden.



Geheime Waffenlager gibt es auf unserem verwirrten Kontinent noch an vielen Orten, nicht nur in Italien, wo das abgebildete Waffenlager von der Polizei entdeckt wurde. 130 Menschen waren auf diesem Schiff, das auf eine Mine lief. Nur 13 wurden gerettet. Darunter dieses Ehepaar, dem der Schrecken noch in den Mienen geschrieben steht. Nichtsahnend das gerettete Kind, das hoffentlich in eine friedlichere Welt hineinwächst. Und wir wollen auch hoffen und uns anstrengen, daß wenigstens in unserem Lande den Leuten, die immer nur durch den Krieg verdient haben, das Handwerk gelegt wird und jeglicher Kriegsgeist in unserem Lande verschwindet. Das ist gewiß eine schöne und große Aufgabe.



DER WAHLTAG

Der alte Bauer Berghansli hatte drei Enkel im Hause von einem verstorbenen Sohn, kräftige und hübsche Burschen, welche seinen ziemlich großen Gütergewerb fleißig bebauten und auch sonst zu allerlei nützen und unnützen Dingen pünktlich bei der Hand waren; nur in keine Gemeinde- und Kreisversammlung waren sie zu bringen und fanden stets etwas zu tun, wenn eine solche im Anzug war. Heute aber wollte sie der Alte beim Zipfel nehmen und mit Gewalt hinführen, eh er von ihnen müßte. Sie traten in die Stube und riefen: „Großvater, wir gehen alle fort und kommen heute nicht zum Mittagessen!“ „So?“ sagte der Alte. „Seid ihr so eifrig zu den Wahlen? Ihr werdet mich doch mitnehmen wollen!“ Bei dem Worte Wahlen schüttelten jedoch alle drei die Köpfe. „Es wird in Thorlikon ein Schaf ausgekugelt“, sagte Heiri, der älteste, „und ich habe abgeredet, dabei zu sein.“

„Ich will an die Bubliker Kilbi gehen und ein Mädchen beschauen, von dem man mir gesagt hat. Es ist ja ausgemacht, daß ich heiraten soll“, sagte Jakobli, der zweite. „Und ich“, fügte Peterli, der jüngste, hinzu, „will einmal sehen, ob ich den Hirzenwirt zu Büchelberg antreffe und ihm seinen Stutzen abkaufen. Er wird wohl daheim hocken, da heut die Wahlen sind.“

„So, so!“ sagte der Alte. „Da haben wir endlich Anno 1837 gewagt, das Wahlrecht auf das ganze aufrechte Volk zu verlegen. Was geschieht? Nun geht jeder zehnte Mann in die Wahlen, als ob die übrigen alle Falliten und Bestrafte wären, und dieser zehnte Mann macht ihnen so das Gesetz; das heißt, sich freiwillig einer Bevogtigung unterziehen. Und dabei singt ihr, wenn ihr einen Schoppen im Leibe habt, mit euren neumodischen Fistelstimmen noch immer die schönsten Freiheitslieder! Überläßt nur 50 Jahre die Bestimmung eures Schicksals einigen wenigen fleißigen Männern, die nicht faul sind, in die Gemeinde zu laufen, so werden euch die schon eine Verfassung machen, welche euch der sauren Mühe des Lebens enthebt, ihr Nachtkappen, die ihr euch so davor scheut, als ob man euch in der Kirche die Nase abschneiden wollte!“

„Hoho!“ sagte Heiri, „da sind wir auch noch da. So lang ich aber mit der Sache, wie sie geht, zufrieden bin, so seh ich nicht ein, warum ich immer laufen soll, wenn der Statt-

halter pfeift; wenn es mir einmal nicht mehr gefällt, so werde ich schon gehen!“

„So, meinst du?“ erwiderte der Alte. „Das ist freilich eine besondere Art, seine Befriedigung zu zeigen. Wie sollen die, welche die Sache leiten, denn merken, daß sie es dir recht machen? Und wenn du mit einer Sache zufrieden bist, mußt du nicht trachten, daß sie Bestand habe und auf einen festen Grund gebaut sei? Der festeste Grund für ein Regiment ist aber die lebendige Teilnahme des Volkes. Ein Großrat, der von einer Kirche voll Bürger gewählt ist, hat ein ganz anderes Herz im Leibe als einer, den einige Dutzend Männlein gewählt haben. Er hat vor diesen gar keinen rechten Respekt und ärgert sich über ihre kleine Zahl, statt ihnen dankbar zu sein. Wie? Du bestellst zu jeder Jahreszeit, sei die Hoffnung groß oder gering, dein Feld, damit es nicht an dir liege, wenn es fehlen soll, und du bist zu faul, all vier Jahre einmal den Acker des Landes bestellen zu helfen, damit es nicht an einem kräftigen Erdreich fehle, wenn etwas wachsen will? Du magst nicht eine Stunde lang in die Kirche gehen, weil du ein Schaf auskugeln mußt? Glaubst du, das werde auf die Dauer Ratsmänner mit Haaren auf den Zähnen geben, die von solchen Zufriedenheitsleuten nicht sowohl gewählt, als wählen gelassen worden sind?“

„Du pflügst und säst auf deinem Feld, ohne zu wissen, was du erntest, und doch bist du nicht verlossen, es zu tun; da, wo du aber weißt, was du erntest, wo du dein Schicksal in der Hand hast, da scheust du dich zu säen und glaubst, es wachse dennoch. Zuletzt aber wird es nicht mehr wachsen oder wenigstens nicht, was dir gefällt.“

„Das ist alles recht“, sagte Heiri, „wenn es nur auf mich allein ankäme und wenn ein einzelner Mann die Wahlen mache.“

Der alte Berghansli zuckte die Achseln und erwiderte: „Das ist immer die Rede von deinesgleichen, und es ist eine falsche Bescheidenheit, die Zwillingschwester deiner unechten Zufriedenheit. Wenn der Feind kommt, wenn Feuer ausbricht, wenn die Wasser austreten, so geht jeder ungeheissen und keiner sagt, auf den einzelnen Mann komme es nicht an. Es ist eine Gedankenlosigkeit, wenn du sagst, nicht so verhalte es sich mit der Ausübung stiller Bürgerpflichten, wie die Wahlen zum Beispiel sind. Wenngleich unbemerkbar und langsam, so trägt im Gegenteil jeder einzelne Mensch durch sein Wegbleiben zur allmählichen Abnahme des Allgemeinen bei.“

„Und wie steht es mit dir, Meister Peterli, du willst einen Stutzen kaufen? Das scheint schon was Besseres als ein Schaf auszukugeln. Aber ist es deine wirkliche Ausrede oder hast du auch einen höheren oder tieferen Grund, wie dein wackerer Zufriedenheitsbruder?“

„Ich könnte allerdings“, antwortete der Jüngste etwas trotzig und finster, „den Stutzen ebensogut an einem anderen Tage kaufen, obgleich ich nicht gern in der Woche im Land herumlaufe. Aber ich will es nur gestehen, daß mich die Wahlen nicht viel kümmern!“

„Und warum nicht?“ fragte der Alte.

„Weil“, sagte Peterli, „ich nicht so denke wie mein Bruder, sondern im Gegenteil unzufrieden bin, da alles am Schnürchen gezogen wird wie jene Wiege, die eine listige Bauernfrau der Kuh an den Schwanz gebunden hat, damit das Kind einschlafe, während sie Bohnen steckt!“

„Nun“, rief der Alte, „so geh hin, du Schwerenöter, und hau das Schnürchen ab!“

„Wie soll ich es abhauen?“



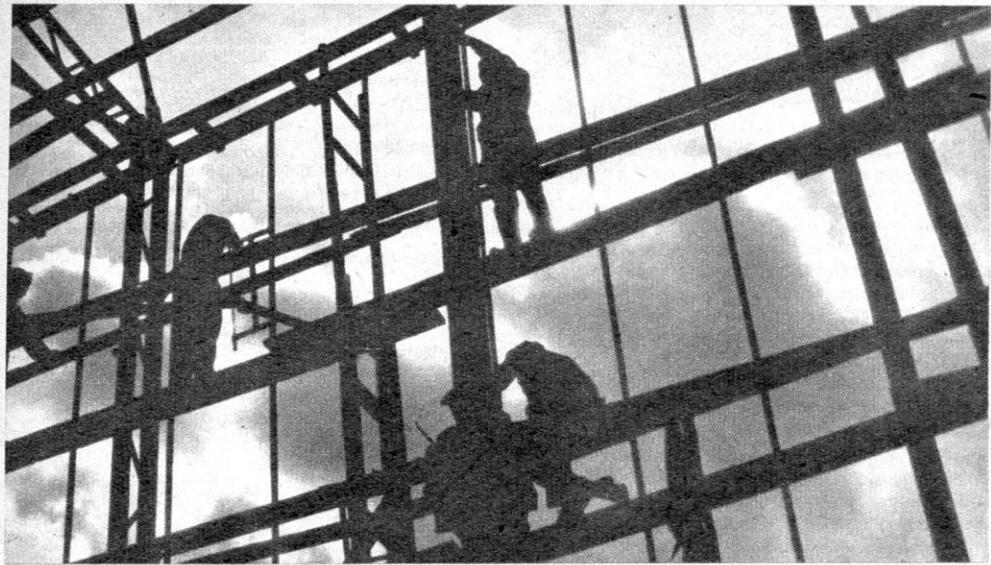
„Geh zu den Wahlen, mach Lärm und sag: da fehlt's, dort fehlt's, der gefällt mir nicht, er hat dies und jenes getan oder nicht getan, den und den wollen wir wählen! Halte fest auf den, und wenn er nicht durchgeht, so fügst du dich bis zum nächstenmal und hast deine Pflicht getan.“

„Das ist eben die Not“, sagte Peterli, „ich kenne niemand, dem ich stimmen könnte, es ist niemand um den Weg, es geht ja nichts vor, wobei man auf irgendeinen aufmerksam gemacht wird, es streckt keiner den Kopf hervor, der ein neues Gesicht hat...“

„Der Ratsaal“, unterbrach der Alte ernst, „ist kein Schneiderladen, in dem immer neues Zeug ausgehängt zu sein braucht; die neuen Gesichter erweisen sich zuweilen als bloße Gesichter, an welche sich durchaus kein ehrwürdiger Schimmel der Zeit und Erfahrung ansetzen will. Wenn du aber niemand kennst, dem du deine Stimme geben kannst — wie willst du dazu kommen, einen kennenzulernen, wenn du allen öffentlichen Verhandlungen, sei es in Angelegenheiten der Gemeinde, des Kantons oder der Eidgenossenschaft, aus dem Wege läufst? Nur dort kannst du hauptsächlich beobachten, wie sich der und jener benimmt, und du mußt ein sehr unzulänglicher Gesell sein, wenn nach Verlauf einiger Zeit nicht irgend ein Mann den Eindruck auf dich macht, daß du ihn eher als einen anderen im Rate sehen möchtest. Denn einen von den Vorhandenen wirst du am Ende wählen müssen, wenn du überhaupt willst vertreten sein, da du nicht wirst warten wollen, bis gerade in deinem Wahlkreis ein solcher Prophet aufsteht, wie du ihn in deinem Kopfe ausgedacht hast. Sieh zu, ob einer ein Urteil über die Dinge habe, eh er die Zeitung gelesen hat, und wenn es auch schlicht und kunstlos ist, oder ob immer nur nachher.“

„Sieh zu, ob einer in allen Fällen mit seiner Meinung zum voraus fertig ist, eh er die anderen gehört hat, und mit dem Vorsatz in die Beratung geht, auf nichts zu hören und keine Gründe auf sich wirken zu lassen. Einem, der bei jeder Gelegenheit mit allen Glocken läutet, seine Gegner im Großen Rat verächtlich und lächerlich macht und ihnen nachher lachend die Hand drückt, stimme beileibe nicht, denn ein solcher wird in den großen Dingen nie etwas ausrichten! Stimme keinem, der um dich herumgeht wie die Katze um den heißen Brei, oder der dir ein Gesicht macht, als ob er dich fressen wolle, wenn du ihm nicht stimmst; und auch keinem, der dich fürchten würde, nachdem du ihn gewählt hast! Einem, der lügt, und wenn es auch für die gute Sache wäre, gib niemals deine Stimme!“





Eine Erzählung um Gerrit Engelke

Foto: pdp

AUF DEM GERÜST

Ganz oben, auf den höchsten Laufbrettern des Gerüsts, steht Gerrit, Mahnkopf, der alte Malermeister, dem dort oben nicht mehr ganz wohl ist, weiß, daß er den Engelke gar nicht hoch genug schicken kann. So will er es haben, dieser Sinnierer, dieser Träumer, dieser komische Anstreicher.

Nur das Wippen soll der Kerl sein lassen. Vor lauter Übermut wird er noch einen Eimer voll Farbe hinunterwerfen. Das wäre was, wenn solch ein Eimer voll schön öliger Farbe zwischen die Passanten dort unten fiele. Nicht auszudenken!

„Hallo, Menschenskind, Engelke laß den Quatsch! Streich deine Wand an und sieh zu, daß du nicht mit den Farbpöten runtersegelst!“

Gerrit lacht auf: „Keine Angst, Meister, es wippte nur so schön. Sie wissen doch: Farben und Schwung und überhaupt...“ Das, was er noch sagen will, behält er für sich; denn wie sollte der alte Mahnkopf ihn verstehen? Hat genug mit seinem Geschäft und der Galle, die ihn immer gelber werden läßt, zu tun. Ja, das behält er besser für sich, dieses Überschäumende, das heute mal

du mit deiner Schweiz ohne ihre alten und neuen Kantone? Eine ausgefressene Schüssel, ein leeres Faß würde sie sein! Ohne Bund gibt es keine Eidgenossen, ohne Kantone keinen Bund, ohne Wetteifer im Großen und Guten keine Kantone. Daß aber unser Kanton in diesem Wetteifer rühmlich vonangenehme, das hängt von dem Großen Rat ab, den wir heute zu wählen haben. Also jetzt nur aufgebrochen und mitgekommen, wer ein guter Eidgenosse und ein guter Zürcher ist, keines ohne das andere, die Hälfte davon wird nicht angenommen!“

Die drei Wahlscheuen getrauten sich nicht länger, dem Alten davonzuschleichen, sondern gingen willig mit ihm den Berg hinunter.

Zeichnungen: Hubert Berke
Großrat = Kantonsparlament, Kilbi = Kirchweih.

„Doch wie steht es mit dir, Meister Jakob? Du scheinst mir den ernsthaftesten Abhaltungsgrund zu haben, da du eine Frau suchen willst. Aber könnte man nicht sagen, du würdest dazu ein besseres Recht erwerben, wenn du vorher deine Bürgerpflicht erfüllst? Denn wenn du Hausvater wirst, so bist du mit doppelten Banden an das öffentliche Wesen geknüpft, welches lediglich aus den gesamten Familien des Landes besteht und den Bestand desselben schützt.“

„Nun“, sagte der Bräutschauer, „ich glaube, eine Frau könnte ich auch morgen und übermorgen noch bekommen. Aber offen gesagt habe ich auch noch einen anderen Grund, mich nicht stark um die Wahlen zu bekümmern, wenn etwas Besseres zu tun ist.“

„Und das wäre?“

„Ei“, fuhr Jakobli fort, „man hat mir gesagt und es scheint mir auch so, unser kantonales Wesen mit seinem Großen Rate habe nicht mehr viel zu bedeuten, alles dränge jetzt der Einheit zu, der Auflösung der Kantone in ein Ganzes, des Kleinen in das Große, und da muß ich gestehen, daß ich keine Freude habe, leeres Stroh dreschen zu helfen!“

„So?“, rief der Alte, fast heftig auffahrend, „pfeifst du auch aus dem Loch? Was willst

wieder in ihm sitzt. Alles: der wolkenlose blaue Himmel — nur ganz weit, dort, wo die Hügelketten des Deisters sich verlieren, segeln weiße, dicke Wolkenwände auf. Der Wind faßt unter seinen weißen Kittel, der schon längst in seiner Farbenbuntheit sagt: Hier, Anstreicher geselle Gerrit Engelke, Arbeiter unter vielen anderen, schafft und müht sich, ehrlich sein Brot zu verdienen. Prolet wie die anderen und genau so arm, und abends auch so müde wie sie. Gerrit streicht gern große Flächen an. Dabei kann man träumen, Worte bilden, Sätze, Verse, Gedichte. Manchmal überfallen ihn Worte, die es noch gar nicht gibt, die sich in ihm irgendwie gebildet haben. Worte, vor dem Übermaß an Rausch und Klang, an Farbigkeit und Eigenart er oftmals selber erschrickt. Ganz selten nur schreibt er sie dann nieder. Noch seltener nimmt er sie mit in ein Gedicht — aber dann stehen sie darin, als könnte es gar nicht anders sein. Dann, so meint er, müßten auch die anderen spüren, was er damit sagen will, wie es alles wirklich ist!

Ja, darauf kommt es an, daß alles nicht so grau und mutlos, so arm und schlecht ist, wie es scheint. Es ist überall Schönheit, Klang, Farbe und Rhythmus. Ja — Rhythmus! Alles ist irgendwie so, daß man vor Freude aufjauchzen sollte wie ein Kind. Daß man die Augen weit aufmacht, um die ganze Schönheit dieser Welt zu trinken, denkt Gerrit.

Aber wer versteht ihn denn hier schon unter seinen Kollegen? Die haben ihr Zuhause, ihren Garten und alle die Sorgen ihres Daseins. Was wissen sie vom Schönen dieser weiten Welt?

Und nun, wie er die Gesichter der anderen vor sich sieht, da er daran denkt, wie sie sich mühen müssen, um mit Frau und Kindern durch das Leben zu kommen, da weht langsam und immer mehr ein Fünkchen Freude, des Übermutes, der ganzen frohen Beschwichtigtheit nach dem anderen weg. Er gehört ja selber zu ihnen; nichts ist da, das es ihm leichter macht. Sein Alltag ist genau so grau und seine Zukunft ebenso der Not und Sorge anheimgegeben. Was sind da schon seine Gedichte, diese Worte des Rausches, der ganzen großen Welteneligkeit?

„Mittag!“ ruft es von unten. Gerrit steckt den Pinsel in den Terpentineimer, wischt die Hände mit einem Lappen ab und schaut, wippend auf dem obersten Laufbrett des Gerüsts, noch einmal in den blauen Himmel, ehe er nach unten zu den anderen geht.

Christian Beckmann



„Gut“, sagte Peterli, „da kann ich mich nur gleich auf die Beine machen, um alle die Beobachtungen noch bis zwei Uhr anzustellen.“

„Heute wirst du allerdings nicht mehr viel sehen können“, erwiderte der Großvater, „aber um so nötiger ist es, daß du den Anfang machst und gleich heute in die Versammlung gehst.“

„Doch wie steht es mit dir, Meister Jakob? Du scheinst mir den ernsthaftesten Abhaltungsgrund zu haben, da du eine Frau suchen willst. Aber könnte man nicht sagen, du würdest dazu ein besseres Recht erwerben, wenn du vorher deine Bürgerpflicht erfüllst? Denn wenn du Hausvater wirst, so bist du mit doppelten Banden an das öffentliche Wesen geknüpft, welches lediglich aus den gesamten Familien des Landes besteht und den Bestand desselben schützt.“

„Nun“, sagte der Bräutschauer, „ich glaube, eine Frau könnte ich auch morgen und übermorgen noch bekommen. Aber offen gesagt habe ich auch noch einen anderen Grund, mich nicht stark um die Wahlen zu bekümmern, wenn etwas Besseres zu tun ist.“

„Und das wäre?“

„Ei“, fuhr Jakobli fort, „man hat mir gesagt und es scheint mir auch so, unser kantonales Wesen mit seinem Großen Rate habe nicht mehr viel zu bedeuten, alles dränge jetzt der Einheit zu, der Auflösung der Kantone in ein Ganzes, des Kleinen in das Große, und da muß ich gestehen, daß ich keine Freude habe, leeres Stroh dreschen zu helfen!“

„So?“, rief der Alte, fast heftig auffahrend, „pfeifst du auch aus dem Loch? Was willst



Wir Jungen

Wir werden es zwingen!
Uns muß es gelingen,
der Erde ein neues Antlitz zu geben.
Wir Starken, wir Jungen,
wir sind nicht bezwungen
vom gestrigen Grauen — wir wollen leben!

Wir wollen leben!
Wir wollen streben
nach einer neuen, besseren Erde.
In unseren Armen
rinnen die warmen
Ströme des keimenden, drängenden
„Werde“!

Wir wollen handeln!
Wir wollen wandeln
in helles Morgen das graue Gestern.
Auf drum, ihr Jungen!
Dem Leben gesungen!
Auf drum, ihr jungen Brüder und
Schwestern!

Willy Bartock.

WAS ERWARTEN DIE GEWERKSCHAFTEN VOM

2 BUNDESPARLAMENT?

Mit der Durchführung eines großzügigen Wohnungsbauprogrammes wird die Kapazität in der Bauwirtschaft mit allen ihren Nebenzweigen voll zur Ausnutzung kommen und damit auch die Gesamtwirtschaft beleben.

Die Verwirklichung der Vollbeschäftigung und ihre dauernde Erhaltung kann damit allein aber nicht gesichert werden. Dazu sind weitere Maßnahmen notwendig.

Die Gewerkschaften fordern deshalb vordringlich:

3. Die dauernde Sicherung der Vollbeschäftigung

1. Die Politik der Vollbeschäftigung muß als oberster Grundsatz der Staatspolitik anerkannt werden. Durch Bundesgesetz sind die Voraussetzung und Verpflichtung zur Koordinierung der wirtschaftlichen Maßnahmen des Bundes und der Länder zu schaffen.

2. Aufstellung eines verbindlichen volkswirtschaftlichen Gesamtplanes für das Bundesgebiet, der den Einsatz aller Rohstoffe und Produktionsmöglichkeiten für die bestmögliche Befriedigung des Massenbedarfs und die erforderlichen Investitionen nach Dringlichkeit ordnet.

3. Ein Kreditlenkungsgesetz, das den Einsatz der aus privaten und öffentlichen Quellen aufkommenden Mittel für Kredite im Rahmen der Wirtschafts- und Investitionsplanung gewährleistet. Die Selbstfinanzierung der Unternehmungen muß mit der gesamtwirtschaftlichen Planung im Einklang stehen, um Fehlanlagen zu vermeiden.

4. Die Sicherung des Existenzminimums und Erhöhung des Realeinkommens

1. Das Mißverhältnis zwischen Löhnen und Preisen muß beseitigt werden. Die darauf abzielende Lohnpolitik der Gewerkschaften ist durch eine energische Preispolitik der staatlichen Behörden zu ergänzen. Die seit der Währungsreform festzustellende und anhaltende Steigerung der Arbeitsleistungen muß in einer entsprechenden Erhöhung des Lebenstandards der arbeitenden Bevölkerung zum Ausdruck kommen.

2. Die Sorge für die Geschädigten (begünstigter Personenkreis des Soforthilfegesetzes) ist vordringliche Aufgabe des Bundes und der Länder. Die dazu notwendigen Mittel sollen auch aus den Aufkommen des Lastenausgleichs entnommen werden.

5. Die Demokratisierung der Wirtschaft

Die Erfahrungen der Jahre 1918 bis 1933 haben gezeigt, daß die formale politische Demokratie nicht ausreicht, eine echte demokratische Gesellschaftsordnung zu verwirklichen. Die Demokratisierung des politischen Lebens muß deshalb durch die Demokratisierung der Wirtschaft ergänzt werden.

Die Gewerkschaften fordern daher:

1. Gesetze, welche die Bildung und partärische Besetzung von Wirtschaftskammern und anderen Selbstverwaltungsorganen der Wirtschaft regeln.

2. Gesetze, nach denen in die Aufsichts- und Lenkungsorgane aller Großunternehmungen Vertrauensmänner der Gewerkschaften mit Sitz und Stimme zu berufen sind.

3. Die soziale, personelle und wirtschaftliche Mitbestimmung der Arbeitnehmer im Betrieb ist durch entsprechende Gesetze festzulegen.

4. Die Schaffung eines Amtes unter maßgeblicher Beteiligung der Gewerkschaften zur Überwachung aller kartell- und monopolartigen Einrichtungen und Abreden.

5. Erweiterungen der für wirtschaftliche Unternehmungen bestehenden gesetzlichen Publizitätsvorschriften zwecks Offenlegung aller wesentlichen wirtschaftlichen Zusammenhänge und Vorgänge.

6. Die Überführung entscheidender Wirtschaftszweige in Gemeineigentum

Die wirtschaftliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat in allen modernen Industriestaaten zu einer starken Konzentration der Grundstoffindustrien und damit zu Machtgebilden geführt, die nicht nur das wirtschaftliche, sondern das gesamte gesellschaftliche und staatliche Leben stark beeinflussen und beherrschen. Diese Unternehmungen unterliegen bisher keiner demokratischen Kontrolle.

Es sind deshalb vordringlich insbesondere der Bergbau, die Eisen und Stahl schaffende Industrie sowie die Großchemie in Gemeineigentum zu überführen.

Durch ein entsprechendes Gesetz ist zunächst sicherzustellen:

1. Als Träger der in Gemeineigentum überführten Unternehmungen sind besondere Körperschaften zu bilden.

2. Die demokratische Kontrolle und Leitung dieser Unternehmungen und Wirtschaftszweige ist dadurch zu sichern, daß die Gewerkschaften als Vertreter der Arbeitnehmerchaft maßgeblich an den Aufsichtsorganen beteiligt werden und jedem Vorstand der Einzelunternehmungen wie auch der Gesamtorganisationen Vertrauensmänner der Gewerkschaften mit Sitz und Stimme angehören.

7. Ein einheitliches Arbeitsrecht und fortschrittliche Sozialpolitik

1. Auf den Gebieten des Arbeitsrechts und der Sozialpolitik besteht seit jeher eine große Zersplitterung des Rechts. Unterschiedliche Regelungen wichtiger arbeitsrechtlicher und sozialpolitischer Angelegenheiten in den Ländern haben zu weiterer Zersplitterung und Uneinheitlichkeit der Rechtsvorschriften geführt. Dieser Zustand muß im Interesse der Arbeitnehmer schnellstens beseitigt werden. Die Gewerkschaften fordern daher:

a) ein einheitliches und fortschrittliches Arbeitsrecht für alle Arbeitnehmer;

b) Zusammenfassung der gesamten arbeitsrechtlichen Vorschriften in einem Arbeitsgesetzbuch.

Die Gewerkschaften halten für vordringlich, daß wichtige arbeitsrechtliche und sozialpolitische Probleme, die bis jetzt nicht erledigt wurden, baldigst für das gesamte Bundesgebiet einheitlich geregelt werden.

Wir fordern daher insbesondere:

a) Sicherung gleicher Bezahlung bei gleicher Arbeit und Leistung;

b) Ein Gesetz für die Festsetzung von Mindestarbeitsbedingungen für Gruppen von Arbeitnehmern und arbeitnehmerähnlichen Personen, für die eine tarifvertragliche Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen nicht durchführbar ist;

c) Ausbau des Kündigungsschutzes;

d) besonderen Kündigungsschutz für erwerbstätige Frauen während der Schwangerschaft und nach der Niederkunft sowie Gewährung von Wochenhilfe und Stillgeld;

e) Maßnahmen zum Schutz der Heimarbeiter und Häusgewerbetreibenden;

f) ein Berufsausbildungsgesetz;

g) fortschrittliche Regelung des Lehrlingswesens unter maßgeblicher Mitwirkung der Gewerkschaften.

2. Die von den Gewerkschaften seit Jahren geforderte Reform der Sozialversicherung ist beschleunigt durchzuführen mit dem Ziel

a) den Versicherten eine ausreichende Lebenshaltung bei vorübergehender oder dauernder Erwerbsunfähigkeit zu sichern;

b) die Anpassung der Renten an die Lebenshaltungskosten zu ermöglichen;

c) vorbeugende Maßnahmen zur Erhaltung der Gesundheit und der Arbeitsfähigkeit auszubauen;

d) des zweckmäßigen Aufbaues der Versicherungsträger zur Beseitigung der unwirtschaftlichen Zersplitterung, Vereinfachung und Verbilligung der Verwaltung sowie Vereinfachung des Verfahrens;

e) der Selbstverwaltung unter maßgeblichem Einfluß der Versicherten,

3. Für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung ist eine Bundesanstalt mit Selbstverwaltung in allen ihren Gliederungen zu errichten. Die Vertreter in den Selbstverwaltungsorganen der Bundesanstalt sind von den Gewerkschaften und den Vereinigungen der Arbeitgeber zu benennen.

4. Der Arbeitsschutz ist allgemein, insbesondere aber für Jugendliche und Frauen zu verbessern. Alle für die Überwachung der Betriebe zuständigen Stellen sind in einheitlicher Verwaltung zusammenzufassen.

Dies sind unsere Forderungen an den Bundestag. Sie werden getragen von allen Werktätigen und ihren Familien, von den Millionen Arbeitnehmern, ohne Unterschied der Partei und der Konfession. Sie sind kein Parteidokument, sie richten sich an alle Parteien im Bundestag.

Arbeiter, Angestellte und Beamté, der 14. August 1949 entscheidet darüber, ob diese Forderungen durch den Bundestag verwirklicht werden.

Geht zur Wahl! Wahlrecht ist Wahlpflicht!



In den Wahlämtern herrscht Hochbetrieb, die Erkennungsschilder für 980 Hamburger Wahllokale liegen schon bereit.

Foto: dpd

I. ZONENJUGENDKONFERENZ DER I. G. METALL

Die Hauptjugendfunktionäre der I. G. Metall für die britische Zone und Bremen, die sich am 2./3. Juli in Rummeloh zu einer Arbeitstagung trafen, haben eine Tagung hinter sich, die sich durch Sachlichkeit und klare Diskussionen auszeichnete.

Nach dem Referat des Kollegen Leimig über „Berufsausbildung — gestern — heute — morgen“, in dem alle Fragen der Berufsausbildung in wirklich sachverständiger Weise aufgeworfen wurden, entspann sich eine lange und gute Diskussion, die folgende Kernfragen herausstellte: Das Lehrverhältnis soll Arbeitsverhältnis sein. Erwartet wird, daß recht bald eine klare rechtliche Bestimmung erfolgt.

Die anlässlich der am 12. November erfolgten Demonstration des gewerkschaftlichen Willens aufgetauchte Frage nach dem Streikrecht der Lehrlinge wurde bejaht insofern, daß Lehrlinge Streikarbeit verweigern können. Dies wird auch bestätigt durch die Praxis jahrzehntelanger Rechtsprechung des Reichsgerichts. (Wir verweisen auf die in dieser Nummer abgedruckte Erklärung des hessischen Ministers für Kultus und Unterricht).

Die Konferenz hält eine Ausdehnung ausgesprochener Fachberufe mit abgeschlossener Lehraus-

bildung unter Zurückdrängung der Anlernberufe und eine Begrenzung der Zahl der auszubildenden Lehrlinge im Verhältnis zur Gesamtzahl der in den Lehrbetrieben Beschäftigten für notwendig. Im Organisationsbereich der I. G. Metall sind Fach-, Berufs- und Prüfungsausschüsse der die Berufe praktisch ausübenden Kollegen zu bilden. Nach ausgelerntem Beruf soll der junge Facharbeiter die Sicherheit bekommen, daß er nicht eher entlassen werden kann, bis er genügend Sicherheit in der Berufsausbildung erlangt hat.

Zonenjugendleiter Günther Kudruss sprach über die Jugendarbeit in der I. G. Metall, wobei er die Zweiteilung der Jugendarbeit in Betrieb und Jugendarbeit nach der Arbeit aufzeigte. Das Referat wurde von dem Kollegen Blanck ergänzt. Anschließende Diskussion, in der insbesondere der Leiter der Schule der I. G. Metall, Kollege Treichel, aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen wertvolle Anregungen gab, schloß die arbeitsreiche Tagung ab.

Um die Arbeit einheitlich gestalten zu können, wurde ein Zonenjugendausschuß gebildet, dem sechs Kollegen und eine Kollegin angehören. Er hat den Auftrag, für die einzelnen Gebiete der Jugendarbeit Fachausschüsse zu bilden und heranzuziehen.

H. D.



In unserer letzten Nummer brachten wir einen Bericht von Jürgen Jöns über die Hamburger Jugendausstellung. Heute folgen einige Bilder unseres rasenden Reporters Hans Burghardt aus dem Innern der Schau.



AUS DER GEGENWART DAS BESTE HERAUSZUHOLEN

Erste trizionale Jugendkonferenz der Industriegewerkschaft Chemie, Papier, Keramik

In den ersten Julitagen hielt die IG Chemie, Papier, Keramik ihre erste trizionale Jugendkonferenz in Hohenlimburg ab. 60 Kolleginnen und Kollegen aus allen drei Zonen waren zusammengekommen, um nun nach der Verschmelzung die gemeinsame Arbeit aufzunehmen. So war das Referat des Kollegen Hauenschild, mit dem nach der Begrüßung durch den Kollegen Gefeller die Tagung begann, ein organisatorischer Rückblick und Blick auf die Gegenwartsprobleme innerhalb der gewerkschaftlichen Jugendarbeit. Er streifte in ihm alle Gebiete von Gewerkschaftsarbeit, Berufsausbildung, Jugendschutz bis Jugendpflege, um eine wirklich bis ins Letzte ausreichende Diskussionsmöglichkeit zu geben, die auch am Nachmittag von allen Kollegen sehr rege ausgenutzt wurde. Sie zeigte die Notwendigkeit dieser Tagung, um die in den einzelnen Zonen unterschiedliche Jugendarbeit auch im gewerkschaftlichen Raum einheitlich zu begründen. Der Abend des

ersten Tages schloß mit einer Kundgebung in Hohenlimburg ab, auf der Kollege Reuß in Vertretung des Verbandsvorsitzenden Ausführungen über die Wirtschaftsdemokratie machte und Kollege Helmut J. Schorr über das Anliegen unserer Jugend in dieser Zeit sprach. Hier bewies das starke Interesse der Hohenlimburger Jugend das Gegenwartsnahe der gewerkschaftlichen Fragen.

Der zweite Tag brachte einige Überraschungen. Er ließ erkennen, wie notwendig es ist, die Verbandssatzungen zu kennen und zu tiefst vom Wesen einer echten, vom Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit getragenen Demokratie überzeugt zu sein. Trotzdem wurden die Beratungen über Richtlinien für die gewerkschaftliche Jugendarbeit innerhalb der Tagung zu einem guten Abschluß gebracht. Eine Reihe von den einzelnen Landesdelegierten eingebrachten Anträge und Entschließungen fand ihre Billigung bzw. wurde dem neu-

AUS DER JUGENDARBEIT

Die Jugendgruppe der Eisenbahnergewerkschaft in Heide — Kreisausschuß Norderdithmarschen — hatte die älteren Kollegen zu einem frohen Abend eingeladen. Der erste Teil, angefüllt mit heiteren Darbietungen, war in rascher, ununterbrochener Reihenfolge bald vorüber, und jung und alt schwang im zweiten Teil lustig das Tanzbein. Das Ziel des Abends, in eigenem Kreis einige vergnügte Stunden zu verleben und dann neugierig an die Arbeit des Alltags zu gehen, ist erreicht worden, und beide, Teilnehmer und Veranstalter, sind mit dem Ergebnis des Abends zufrieden.

Auf Grund eines Beschlusses des Jugendausschusses Hamburg fand Anfang Juli eine große Werbung für den „Aufwärts“ statt. Mit Flugblättern und Werbeexemplaren wurde den Nichtlesern unter den jungen Kolleginnen und Kollegen zu Leibe gerückt. Es wird wohl mancher Erfolg zu verzeichnen sein, wenn wir auch noch nicht über das Ergebnis unterrichtet sind.

Die Ortsgruppe Wolsdorf im Kreisausschuß Helmstedt konnte einen stolzen Halbjahresbericht abgeben. Neben der Kulturarbeit und Berufsausbildungsgänzung steht die gewerkschaftliche Arbeit im Mittelpunkt der Heim- und Studienabende. Ein Bunter Abend, dessen Reinertrag für ein Ferienzeltlager im August auf der Insel Sylt verwendet werden sollte, brachte den gewünschten Erfolg und den Kolleginnen und Kolleginnen einige frohe Stunden.

Jede Woche hält unsere Jugendgruppe am Samstag einen Heimabend in der Jugendherberge am Kaiser-Friedrich-Hain, berichtet aus Krefeld die I. G. Textil-Bekleidung-Leder. Eine gewerkschaftliche Schulung bildet den Grundstock dieser wöchentlichen Treffen, auf denen Themen wie „Was ist Demokratie?“, „Das Betriebsräteswesen“, „Neue Gesetzentwürfe für Jugendschutz und Berufsausbildung“ usw. behandelt werden. Daß aber auch das Jungsein nicht vergessen wird, bewies die Laienspielgruppe, die schon mehrmals auf Veranstaltungen des Ortsausschusses ihr Können zeigte. Große Pläne für das Jahr — Aufbau einer Bücherei, Wochenendfahrten und vor allem eine Großfahrt in die Eifel — sind gemacht und wie es der Redaktion scheint, zum Teil auch schon verwirklicht worden.

„Kampf für die Jugend in den Aachener Talbot-Werken“, so überschrieb Willi Paustenbach, Aachen, seinem Bericht an den „Aufwärts“. Er berichtet uns, wie er über den Weg der Freizeitgestaltung eine Jugendgruppe aufbaut, wobei er zunächst ohne, dann doch mit Unterstützung des Betriebes eine Tischtennisgemeinschaft entstehen läßt, die dann viele junge Kollegen „vom Schraubstock und vom Katheder“ zusammenführt. Der „Aufwärts“ ist neugierig auf die weitere Entwicklung und hofft auf einen neuen Artikel.

Anfang Juni fand in Königswinter eine Zonenstagung der kaufmännischen Angestellten statt, wobei auf die besondere Bedeutung der Berufsbildungsarbeit für den jungen kaufmännischen Nachwuchs hingewiesen wurde. Es stellte sich dabei heraus, daß in den vergangenen Monaten in fast allen Orts- und Kreisausschüssen Lehrgänge, Arbeitsgemeinschaften und Übungsfirnen für die jungen Kaufleute und Techniker eingerichtet wurden. Kollege Hans Fromm, der Leiter der Abteilung Angestelltenberufsbildung im Bundesvorstand, sagte dabei, daß die Forderungen der Gewerkschaft auf Mitbestimmung in der Wirtschaft erst dann verwirklicht werden können, wenn der Nachwuchs eine entsprechende Ausbildung erhalten hat. Hieran mitzuarbeiten sei die Aufgabe auch der kaufmännischen Angestellten.

gebildeten trizonalen Jugendausschuß der I. G. Chemie, Papier, Keramik zugewiesen. Die Konferenz war ein Beweis für jugendliche Aufgeschlossenheit und Unvoreingenommenheit und hätte manchem alten Kollegen als Beispiel einer harten, aber fairen, weil offenen und ehrlichen Aussprache dienen können. Wir sind überzeugt, daß sich die Konferenz bestimmt in der Jugendarbeit dieser Industriegewerkschaft auswirkt.

W. B.



Die Spitze der Deutschlandfahrer auf den Höhen des Teutoburger Waldes.



Durch die Landschaften Frankreichs jagen die Tour-de-France-Fahrer.

RÄDER rollen RUNDUM . . .

Glaubt mir, Freunde, es ist schade, daß zwei so bedeutende Radfernfahren, die „Tour de France“ und „Quer durch Deutschland“, zur selben Zeit rollen. Nicht, daß ich meine, einer unserer Jungen — falls wir überhaupt mitmachen könnten — hätte in der Tour auch nur die leiseste Chance. Nein. In dieser mörderischsten aller Rundfahrten hatten wir Deutsche noch nie viel zu bestellen. Bis auf das eine Mal, als Erich Bautz sich das „maillot Jaune“, das gelbe Trikot, eroberte, es über acht Etappen zäh und verbissen verteidigte.

Dieser Erich Bautz, Deutschlands „König der Landstraße“, ist auch heute noch einer der wenigen großen Klassenleute, die wir haben. Der Mann, vor dem alle im Feld Respekt haben, und der, wenn er loslegt, die Meute hinter sich herzieht wie der Rattenfänger von Hameln die Kinder.

Und sie sind ja mehr oder weniger noch Kinder, die zwar talentierten, aber in solchen schweren und langen Rennen völlig ohne die unbedingt notwendige Erfahrung mitmachenden Jungsters. Vor allem müssen diese Burschen noch hart werden. Ich sah im Vorjahr einen Harry Saager, einen Heiner Schwarzer weich oder, wie die Radfahrer sagen, porös werden. Derselbe Saager, der in diesem Jahre so glänzend fährt. Der aber auch bei der Zwangspause in Bocholt — als er fünf Minuten vor dem Verfolger lag — von Paul Langhoff, dem Betreuer des „Rabeneick-Stalles“, zehn Minuten ins Gebeut genommen werden mußte, damit er den Vorstoß mit seinem „Domestiken“ Steinhilb fortsetzte.

Fausto Coppi gewann die Tour de France mit 10 Minuten Vorsprung vor seinem Landsmann Bartali.

Fotos: dpd, Archiv

Doch so sind sie eigentlich alle, die Giganten der Landstraße. Stark, zäh, mutig... aber in manchen Momenten eben doch Menschen wie wir alle. Klein, verzagt, entmutigt. Und es bedarf da der ganzen Geschicklichkeit der erfahrenen alten Füchse, um diese kritischen Momente zu überwinden.

Nehmt doch diesen Fausto Coppi. Ein Mann, auf den sein Vaterland, auf den eine Welt schwört. Vor der großen Pyrenäenetappe war es, als er Pech hatte und weit an der Spitze liegend seine Gabel brach. Weit und breit war kein Materialwagen zu sehen, und es waren nicht gerade zarte Worte, die dem Munde des kräftigen Italiener entströmten. Was nutzte es, daß Magni, der Träger des „Gelben Trikots“, kehrte und als echter Kamerad bei ihm blieb? Was nutzte es, daß selbst Bartali, sein größter Gegner, vom Rade stieg und ihn anflehte, um Gottes willen auszuhalten! Nichts nutzte es, gar nichts! Coppi war satt. Er wollte aussteigen. Dann erschien sein Betreuer, sein Freund, der alte Championissimo Binda, Le Directeur technique, der Leiter des italienischen Teams. Was kein Bartali, kein Magni vermochte, dieser Wackere schaffte es. Am anderen Tage, als es galt, den Col d'Aubisque zu erklimmen, war Coppi wieder da. In seinem un nachahmlichen eleganten Stil detachierte er dem Felde und zog die in der knallenden Sonne glühend heißen Serpentinenstraße hinauf.

Und sollte es trotzdem nicht schaffen. Denn plötzlich setzten die Franzosen zum Generalangriff ein. Da kam Jean Robic, der vor zwei Jahren schon einmal der Held der Pyrenäenetappe war. Da kamen die beiden Lazarides, Lucien und Apo. Der lange Fachleitner und der kleine Marinelli, im Volksmund „Pat und Patachon“ genannt. Robic schaffte es und gewann die Etappe. Aber der Held dieser Fahrt über den Tourmalet war er nicht. Der war der kleine schwarzhaarige Südfranzose Apo Lazarides, der Schüler des immer noch groß fahrenden René Vietto, der einmal selbst der „König der Berge“ hieß. Er holte Fausto an der Kuppe des Tourmalet. Aber er hatte das Pech, von einem Begleitfahrzeug angefahren zu werden und einen böse aussehenden Sturz zu tun.

Und dann kam doch der Tag der Entscheidung. Der Tag, der den Franzosen klar machte, daß sie einem Bartali, einem Coppi nicht gewachsen waren. Der „Radelnde Mönch“ Bartali hatte Geburtstag und wollte sich selbst ein Geschenk machen. Er ist recht fromm, der Gino, und küßte morgens in Cannes das kleine Amulett, das er immer

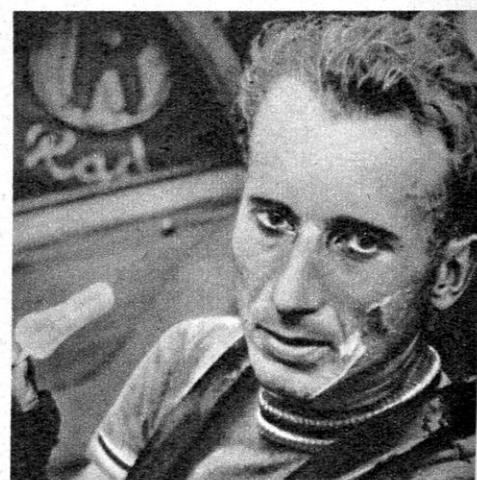
an seinem Lenker befestigt hat, und legte los. Am Etappenziel war er Erster und Träger des Gelben Trikots. Wenn auch nur für einen Tag. Ein Coppi läßt nicht locker, wenn sein Rivale vor ihm liegt. Er zeigte, daß er es noch besser kann. Und am anderen Tage ließ er sogar Bartali stehen. Fünf Minuten Vorsprung schaffte er sich. Und wenn es ohne Zwischenfälle weitergeht, so heißt der Mann der Tour de France 1949 Fausto Coppi und kein anderer.

Doch beschäftigen wir uns noch einmal mit der deutschen Tour. Von Bautz und Berger habe ich euch schon erzählt, aber noch nichts von Weckerling. Von Otto Otto, dem kleinen pfiffigen Kerl, der bei Magdeburg ein kleines Anwesen hat und außerdem mit bestem Erfolg das Amt eines Bürgermeisters ausübt. Im Vorjahr, als er in Hamburg am Ziel vom Rade kletterte, war er bei jenen, die ferner liefen. Und abends bei einem Glase Bier erzählte er mir: „Im nächsten Jahre mache ich Manajer. Weeste, et rollt nich mehr so.“ Und als ich, von Stuttgart kommend, ihn in Dortmund begrüßte, als ich sagte: „Na Otto, bei dir läuft's ja wieder wie im Mai“, da war der Otto brummig. „Weeste, ich fühl mir klotzig. Aber keener von euch schreibt eene Zeile über mir. Aber ich werde euch dett noch beibiegen. Und wenn ich mir die Seele ausem Leibe trample.“

Seht ihr, Jungs, ich habe euch die Geschichten von Otto Otto, von Bartali und Coppi absichtlich erzählt. Ihr sollt wissen, daß nur eiserner Wille, nur der äußerste Einsatz, zum Sieg führt. Daß ein Sieg oder einer der ersten Plätze in einer solchen Fahrt eines verlangt — Härte, Härte! Vor allem gegen sich selbst!

J. Hillebrand

Sieger der diesjährigen Deutschlandfahrt wurde Harry Saager vor Erich Bautz und Steinhilb.



BRIEFE AN DIE REDAKTION

„Denk ich an Deutschland in der Nacht . . . !“

Dieses Heinegedicht kam mir so in den Sinn, als ich heute vom Gewerkschaftsseminar nach Hause ging. Einer unserer Dozenten erzählte uns den Verlauf der Bonner Beratungen, an denen er auch teilgenommen hatte. Unter anderem erklärte er uns auch die Zusammensetzung des Parlamentarischen Rates. Erstaunt war ich, als ich vernahm, daß ein großer Teil der Abgeordneten schon die dritte Verfassung kennengelernt und an der zweiten mitwirkte. Ich fragte mich, wo denn die jüngeren und fortschrittlicheren Abgeordneten seien, denn nur mit alten Parlamentariern kann man doch unmöglich eine fortschrittliche Verfassung bilden. Warum sind die Gewerkschaften nicht stärker im Parlament? Ist denn für unsere Köpfe kein anderer Weg in das Parlament offen, als der über die politischen Parteien? Es ist doch anzunehmen, daß ein Abgeordneter einer Partei, er mag der stärkste Gewerkschaftsvertreter sein, in jedem Falle erst auf sein Parteiauszeichen schreibt. Da das Parlament eine Volksvertretung ist, müßte die Gewerkschaft als Organisation der arbeitenden Massen, also der Hauptschicht des Volkes, die Möglichkeit haben, ihre Abgeordneten zu den Sitzungen zu beordern. Gerade jetzt, wo durch das Besatzungsstatut der deutschen Regierung mehr Freiheit gelassen ist, sollten wir doch nicht erkennen, daß wir nun unbedingt unsere sozialen Forderungen vor den Bundesrat bringen müssen. Durch die Mehrheit, die die Gegner unserer Ideen im Rat haben, werden die Verfechter des sozialen Gedankens alle Anstrengungen vergeblich machen und wieder und noch immer wird der arbeitende Mensch von den Regierenden enttäuscht werden. Können wir uns denn nicht durchsetzen? Nicht an den alten Kollegen liegt es, diese Schwächezustände zu beseitigen, ihrer sind zu wenige, wir, die Jugend, die das Erbe der Alten übernommen hat, übernahm auch die Verpflichtung, den Kampf um den parteilos Sozialismus durchzuführen, damit die folgende Generation besser lebt als die unsrige, die, dank der Opfer und des Kampfes unserer alten Kollegen schon besser lebt als diese. Vielleicht wird in ein paar Jahren der Bundesrat anders aussehen als jetzt. Nur fürchte ich, daß statt des Nachwuchses noch mehr Greise ihren Einzug halten. Im Alter liegt die Klugheit! sagt ein altes Sprichwort, doch bin ich der Ansicht, daß auch ein Parlament eine Aufsicht braucht, wenn die alten Abgeordneten dem Tempo und dem Fortschritt der Zeit nicht mehr gewachsen sind. Brauchen wir eine Regierung, die nur regiert, oder eine Regierung, die unser Volk aus Schutt und Trümmern in eine Welt des Wohlstandes und des Friedens führt?

O Kallweit

Eine Neuordnung!

Wir haben im „Aufwärts“ die Novelle „Der Fuchs“ in Fortsetzungen gebracht. Daraufhin ist uns eine Reihe von Zuschriften zugegangen, in denen der Wunsch laut wurde, in Zukunft keine Erzählungen mehr in Fortsetzungen zu bringen, da 14 Tage eine zu lange Zwischenspanne seien, um eine gute Erzählung mit wirklichem Gewinn zu lesen. Diesem Wunsche Rechnung tragend, haben wir uns entschlossen, dem „Aufwärts“ vierteljährlich eine besondere Beilage beizufügen, um erstens unsere Leser zu erfreuen, und zweitens das Interesse für gute Literatur zu wecken.

In unserer ersten Beilage bringen wir mit freundlicher Genehmigung des Universitätsverlags, Berlin, einen Auszug aus dem Roman „Die weiße Rose“ von B. Traven, in dem der vergebliche Kampf eines Indianers mit den Okkupantisten um die Scholle seiner Väter geschildert wird.

Liebe Redaktion!

Darf ich auch etwas zu deiner Frage: „Sind die Spannungen zwischen jung und alt überall?“ sagen? Ja, auch in Wiesbaden ist es so. Ich meine jedoch, daß die Hauptshuld die Jungen trifft. Die Jugend läßt sich überhaupt nichts sagen. Mein Mann ist Gewerkschaftssekretär, 36 Jahre, ich selbst bin 30 Jahre. Also in einem Alter, daß doch mit der Jugend gut auskommen müßte. Doch die Jugend hält uns scheint für alt und verkalkt, für Leute, die man überhaupt nicht ernst zu nehmen braucht. Der junge Kollege aus Nr. 12 bittet die Älteren dem Jungen Kamerad und Freund zu sein, aber die Jugend will ja gar nicht. Ich habe selbst nur bittere Erfahrungen gemacht. Ja, wenn der Geist der Jugend so wäre, wie es dein Blatt widerspiegelt, könnte ich mit Freuden ja dazu sagen. An gutem Willen bei den älteren fehlt es bestimmt „nicht. An was liegt es dann? Könnst Ihr es ergründen? Hertha Hies



Der Jugendliche im bürgerlichen Recht

2. Die Stufen der Geschäftsfähigkeit.

In dem Artikel „Was ist eine Volljährigkeitserklärung?“ in der letzten Nummer des „Aufwärts“ an dieser Stelle haben wir gesehen, daß der Jugendliche grundsätzlich erst mit Vollendung des 21. Lebensjahres voll geschäftsfähig wird, in gewissen Fällen aber durch richterlichen Akt künstlich durch die sogenannte Volljährigkeitserklärung diese Wirkung schon vorzeitig herbeigeführt werden kann. Es taucht nun die Frage auf, ob der Jugendliche überhaupt nicht geschäftsfähig ist oder ob ihm doch schon eine gewisse Handlungsfähigkeit zukommt. Diese wichtige Frage kann nur beantwortet werden, wenn wir uns zuvor über das Wesen der Geschäftsfähigkeit voll klar geworden sind und diesen Begriff zu anderen verwandten Begriffen abgrenzt haben. Folgende Übersicht mag für die nachfolgenden Ausführungen als Anhaltspunkt dienen:

Rechtsfähigkeit
(= Parteifähigkeit) Handlungsfähigkeit

Deliktsfähigkeit

Geschäftsfähigkeit (= Prozeßfähigkeit)

Die Grade der Verantwortlichkeit:	Die Stufen der Geschäftsfähigkeit:
unter 7 Jahren = deliktsunfähig	unter 7 Jahren = geschäftsunfähig
7-18 Jahre = beschr. deliktfähig	7-21 Jahre = beschr. geschäftsähnig
über 18 Jahre = voll deliktfähig	über 21 Jahre = voll geschäftsähnig

Die Rechtsfähigkeit ist die Fähigkeit, Träger von Rechten und Pflichten zu sein. Diese Fähigkeit haben alle Rechtssubjekte (Personen des Rechtsverkehrs), sowohl die natürlichen (Menschen) als auch die juristischen (Vereine, Stiftungen). Keine Rechtsfähigkeit besaßen früher die Sklaven.

Der Rechtsfähigkeit entspricht im Prozeßrecht die Parteifähigkeit, d. h. die Fähigkeit, klagen oder verklagt werden zu können (§ 50 ZPO). Die Rechtsfähigkeit des Menschen beginnt mit der Vollendung der Geburt (§ 1 DGB) und endet mit seinem Tode.

Zu unterscheiden von der Rechtsfähigkeit ist die Handlungsfähigkeit. Hierunter ist die Fähigkeit zu verstehen, durch eigenes Verhalten Rechtswirkungen hervorzubringen. Die Handlungsfähigkeit zerfällt wiederum in Geschäftsfähigkeit und Deliktsfähigkeit.

Deliktsfähigkeit bedeutet, daß man sich durch unerlaubte Handlungen (Delikte) verpflichtet. Wer ein Delikt begeht, muß Schadenersatz leisten, so z. B. bei fahrlässiger Beschädigung einer Sache, die einem Dritten gehört, diesem Dritten.

Die Grade der Verantwortlichkeit sind:

1. Nicht verantwortlich für den Schaden, den sie anderen zufügen, sind die Kinder vor Vollendung des 7. Lebensjahres (§ 828 Abs. 1 BGB); sie sind deliktsunfähig.
2. Die Minderjährigen zwischen 7-18 Jahren sind beschränkt deliktfähig und haften nur bei Vorliegen der erforderlichen Einsicht (§ 828 Abs. II BGB). Es muß also auf den einzelnen Fall abgestellt werden: Ein zehnjähriger Stadtjunge z. B. wird noch nicht die Gefährlichkeit einer Futtertschneidemaschine kennen, ein Landjunge gleichen Alters hat bestimmt die erforderliche Einsicht. — Im Strafrecht tritt an die Stelle des Alters von 7-18 Jahren ein solches von 14-18 Jahren (§ 3 RJG).
3. Die volle Deliktsfähigkeit haben Jugendliche, die das 18. Lebensjahr vollendet haben.

4. Nichtverantwortlich ist aber auch, wer sich im Zustande der Bewußtlosigkeit befindet, oder wer in einem die freie Willensbestimmung ausschließenden Zustand krankhafter Störung der Geistesfähigkeit dem anderen einen Schaden zufügt (§ 827 BGB).

Schluß folgt.

Die Kollegin Anni Leifker, Neuenkirchen, Ringstraße 15, wird gebeten, uns anzugeben, um welches Neuenkirchen es sich handelt, da das an sie gesandte Büchlein, das sie in unserer Sportpreisfrage gewonnen hat, wieder an uns zurückkam.

Die Redaktion.

Lizenzen: Hans Böckler, Albin Karl, Franz Spield. **Schriftleitung:** Hans Trepte, Köln, Pressehaus, Breite Straße 70, Ruf 5 86 41. **Verlagsleitung:** Heinz Decker, Köln, Pressehaus, Breite Straße 70, Ruf 5 86 41. **Verlag:** Bund-Verlag GmbH, Köln, Pressehaus, Breite Straße 70, Ruf 5 86 41. Veröffentlicht unter Zulassung Nr. 234 der Militärregierung. Erscheint alle 14 Tage. Auflage 200 000. Druck: M. DuMont Schauberg, Köln. Pressehaus. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden.

Die Jugendzeitschrift „Aufwärts“ kann bei allen Postämtern und Jugendfunktionären bestellt werden.



Amico

Um einen kleinen Hund geht es. Aber der Film ist mehr als nur ein Film für Tierliebhaber, denn er zeigt, wie nahe Kälte und Wärme im menschlichen Herzen beieinander wohnen. Gut gemacht. Ein Unterhaltungsfilm, von denen hoffentlich noch viele kommen, damit „Perfekte Mörder“, „Wendeltreppe“, „Frauen ohne Herz“ und wie dergleichen Schundfilme mehr heißen, bald von den Spielplänen verschwinden.

(Hans-Domnick-Produktion)

Liebe 47

Das Stück „Draußen vor der Tür“ des jungverstorbenen Dichters Wolfgang Borchert, das mit großem Erfolg über die europäischen Bühnen und Sender lief, hat den Stoff für diesen Film gegeben. Es ist nicht mehr nur der Aufschrei des an Gott und der Welt verzweifelten Beckmann, den der Krieg seelisch und körperlich ruiniert hat, sondern im Film klingt auch der Aufschrei der Frau auf, die durch den Krieg um Gatten, Kind, Besitz, Glück kam, die alle Schrecken des Krieges in der sogenannten Heimat erlebte und dennoch sich ein Herz beharrt, das zwar verzweifelt, aber, einmal angetönt, wieder warm, stark und mitfühlend schlägt. Und ihr gelingt es, den verzweifelten Beckmann wieder in das Leben zurückzuführen. Ein versöhnender Abschluß also. Ein wenig Hoffnung muß bleiben, um weiterzuleben, um den Kampf für eine harmonischere Welt aufzunehmen zu können.

Hilde Krahl als Anna und Karl John als Beckmann sind eindrucksvolle Gestalter der beiden Hauptrollen.

Die Regie von Wolfgang Liebeneiner findet zwischen Surrealismus und Realistik nicht immer das richtige Maß. Trotzdem ein schöner und notwendiger Film. (Panoram-Film.)

Hans Dohrenbusch.

Tragödie einer Leidenschaft

Unter diesem etwas sonderbaren Titel ist nach der Novelle von Nikolai Ljesskow ein Film gedreht worden, der einen Einblick gibt in das Milieu Rußlands der Zarenzeit. Ein guter Film mit jungen Schauspielern, die ihre Aufgabe überraschend gut

DAS KLEINE LEXIKON

Bazillen

sind Spaltspilze in Stäbchenform (Bakterien). Erreger vieler Krankheiten; Bazillenträger = Gesunde, die krankheitserregende Bazillen im Körper (Darm, Rachen) beherbergen und ausscheiden.

Defizit

(lat.) = Fehlbetrag, besonders bei öffentlichen Finanzen.

Fix

(lat.) = fest, flink, schnell, gewandt.

Gouverneur

(französ., sprich: guvernör) = Statthalter, Erzieher, oberster Beamter einer Kolonie, Kommandeur einer Festung; Gouvernante = Erzieherin; Gouvernement = Regierung, Regierungsbezirk, Provinz; Leiter ist ein Gouverneur.

Instanz

(lat.) = Gesuch, Antrag, zuständige Stelle; eine bestimmte Stufe eines gerichtlichen Verfahrens, Gerichtsstand.

Kreml

(russ. = Kremlin) = Burg, Stadtburg, Kaiserpalast, ist der Sitz der Sowjetregierung in Moskau, früher Zarenpalast.

Mentalität

(lat.) = Empfindungs-, Denkart; die Denk-, Anschauungs- und Auffassungsweise eines Menschen oder ganzer Völker, die seine oder ihre Haltung zu bestimmten Fragen des sozialen, geistigen, wirtschaftlichen und politischen Lebens bestimmt; mental = den Geist betreffend, innerlich, geistig.

Ornament

(lat.) = Verzierung, Zierat; ornamentieren = mit Verzierungen versehen; Ornamentik = Kunst des Verzierens; Verzieren; Ornat = Amtskleidung des Geistlichen.

Pur

(lat.) = rein, einfach, unvermischt.

Radar

ist die Wissenschaft der Funkmeßtechnik. Hinter dem Decknamen RADAR (engl. Abkürzung von Radio Detection and Ranging, sprich: rehgio di tekschen änd rehnding) verbirgt sich eine der erregendsten Geschichten menschlichen Fortschritts und unmenschlicher Vernichtung.

Skepsis

(griech.) = Prüfung, Zweifel, auch Zweifelsucht; skeptisch = zweifelnd, zweifelsüchtig, mißtrauisch, einer Sache zweifelnd gegenüberstehen; Skeptiker = Zweifler; Skeptizismus = Bedenklichkeit, Zweifelsucht; Lehre, die grundsätzlich in Zweifel zieht: a) religiös: Wahrheit der Überlieferung oder Glaubenslehre, b) eine philosophische Richtung, welche die Möglichkeit des Erkennens leugnet.

Training

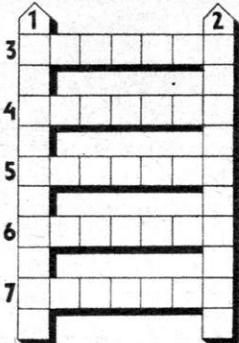
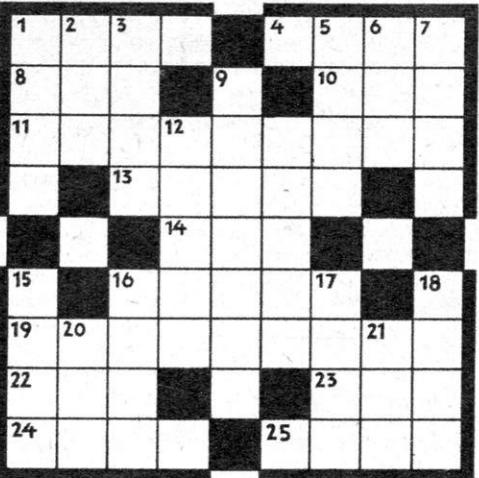
(engl., sprich: trehning) = Vorbereitung zu sportlichen Wettkämpfen; Trainer (sprich: trehner) gleich Sportlehrer, Vorbereiter zu sportlichen Wettkämpfen, auch Fachleiter eines Rennstalls; trainieren = Pferde zureiten, sie zu Wettrennen geschickt machen, sich trainieren = Vorübungen zu sportlichen Wettkämpfen machen.

UdSSR

Abkürzung von: Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken.



Dem Kerl da drüben schau ich nun schon zwei Stunden zu. Er hat noch keinen Stein angerührt; ich möcht' nur wissen, wie der sein Geld verdient?



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Gemüszustand, 4. Gebäude, 8. Nebenfluss der Leine, 10. Griechische Göttin, 11. Keramische Werkstatt, 13. Abteilung, Gruppe, 14. Weiblicher Vorname, 16. Europäische Hauptstadt, 19. Verantwortlicher bei Bauausführungen, 22. Zahl, 23. Feierliches Gedicht, 24. Fahrstuhl, 25. Schlüsselwort.

Senkrecht: 1. Abkürzung für Totalisator, 2. Aufruf, 3. Stadt in Ostfriesland, 5. Wappentiere, 6. Weiblicher Vorname, 7. Starker Strick, 9. Geräusch, 12. Vogel, 15. Bibl. Name, 16. Trunksucht, 17. Kleinstes Teilchen, 18. Europäisches Volk, 20. Orientalischer Name, 21. Abkürzung eines männlichen Vornamens.

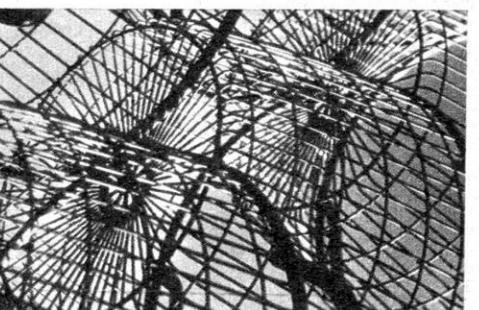
Silbenrätsel

att — be — bel — cic — cock — du — e — er — es — fa — ge — go — graph — griff — he — ho — law — lee — lot — pi — re — recht — recht — ro — row — sai — skop — tail — taph — tür — ut — waa

Aus obigen Silben sind Wörter folgender Bedeutung zu bilden, deren letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Schlagwort ergeben, in dem zum Ausdruck kommt, daß ein staatsbürgerliches Recht auch eine moralische Verpflichtung bedeutet.

1. horizontal, 2. englischer Premierminister, 3. Sklave, 4. russischer Sozialist (Ende des 19. Jahrhunderts), 5. Ausschuß für Arbeitszeitmessung, 6. Grabinschrift, 7. alkoholisches Getränk, 8. Schicksalsdeutung auf Grund von Sternkonstellationen, 9. Klinke, 10. deutscher Sozialist, 11. kurze Abhandlung über einen wissenschaftlichen Gegenstand, 12. serbischer Dichter der Gegenwart, 13. Apparat zur Aufzeichnung der Muskelleistung, 14. holländische Stadt.

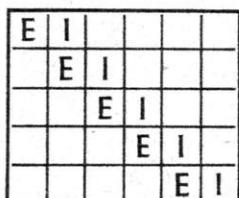
Was ist das?



1. Raubvogelkäfig, 2. Reusen, 3. Gestapelte Drahtkörbe, 4. Hallenkonstruktion, 5. Neuartige amerikanische Wohnbaukonstruktion.



Ferienfreude.



Ei — Ei

1. kleine Insel; 2. Körper, die Elektrizität, Wärme und Schallwellen weiterleiten können; 3. hochentwickeltes Insektenart; 4. Arbeitsniederlegung einer geschlossenen Gruppe zur Unterstützung bestimmter Forderungen oder zum Ausdruck eines Protests; 5. Bildnis von Albrecht Dürer.

Auswechslungsrätsel

Ersetze in den folgenden Wörtern einen Buchstaben durch einen neuen, so daß ein vollkommen anderes Wort entsteht. Die neu eingesetzten Buchstaben ergeben in der Senkrechte ein Wort, das man auch mit guter Laune bezeichnen kann.

L E D E R
P E L L E
T A N N E
N E R Z
M A U L
F A B E L
B I R K E
F A R B E

Auflösungen aus Nr. 15

Gitterrätsel. Waagerecht: 1. Kapital, 2. Migräne, 3. Kapitol.

Senkrecht: 1. Radikal, 2. Ligroin, 3. Karneol.

Silbenrätsel: 1. Lunge, 2. Efendi, 3. Robert, 4. Niobe, 5. Edison, 6. Abälard, 7. Ukraine, 8. Salamander, 9. Diana, 10. Essen, 11. Notgeld, 12. Tante, 13. Oder, 14. Raabe, 15. Hochwürden. = Lerne aus den Totheiten der anderen.

Bilde neue Wörter. KOHLRABI, STRAUCHERBSEN, BEERENOBST, BAUMNUSS, SALATGURKEN, GOLDLACK, BLUMENBEET, ROSENGARTEN.

Was ist das? Ränder aufeinandergeschichteter Münzen.

Kreuzwort-Silbenrätsel. Waagerecht: 1. Adebar, 3. Samen, 4. Dekan, 6. Ara, 7. Zelter, 9. Livia, 11. Tiara, 13. Laterne, 15. Toledo, 17. Reseda, 19. Senegal, 20. Laban, 22. Pius, 23. Nervi, 25. Rosa, 26. Karthager. Senkrecht: 1. Amen, 2. Barde, 3. Sara, 5. Kanzel, 6. Amati, 8. Terrine, 9. Lira, 10. Ala, 12. Adele, 14. Terrasse, 15. Totila, 16. Dose, 17. Regal, 18. Darius, 21. Banner, 22. Pisa, 24. Vikar, 25. Roger.

Kammrätsel. Waagerecht: 1. Force Ouvrière. Senkrecht: 1. Frankreich, 3. Regensburg, 5. Emballage, 7. Unterricht, 9. Rollschuhe, 11. Erzählung, 13. Engelsburg.

Besuchskartenrätsel: Möbelpolier.



„Er arbeitet zum erstenmal mit dem Preßlufthammer!“ Zeichnungen: Schwalge (1), Telerian (1)